Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet von Werner Sombart / Richard Strauß / Georg Brandes / Richard Muther / unter Mitwirkung von Hugo von Hofmannsthal.

Unter ständiger Mitwirkung von **Hermann Bahr** / **Otto Julius Bierbaum** **Wilhelm Bölsche** / **Georg Brandes** / **Hugo von Hofmannsthal** / **Karl Jentsch** **Richard Muther** / **Felix Salten** / **Karl Schnitzler** / **Werner Sombart** / **Frank Wedekind**

Nummer 20 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **15. Mai 1908**

Schimmerndes Elend.

Die Amüsirbude am Königsplatz hat ihre Thore wieder verriegelt und die Reichsstipendiaten ruhen, fern dem Lasterpfuhl sündensiecher Weltstadtsodomiter, wieder im Kreise der Trauten, von denen die Weihe kam. Ruhen von strapaziöser Arbeit, die auch robuster Männer Kräfte im Lauf langer Monde zehrend verbraucht. Hat je ein Reichstag so fleißig wie der letzte gearbeitet? Mit mehr Geschick allen Hemmnissen getrotzt? Sich williger der nationalen Pflicht einer Bewilligungmaschine unterworfen? Keiner. Keiner freilich auch so würdelos auf jede selbständige Regung, jeden eigenen Willen verzichtet; so jämmerlich rückgratlos sich nach oben hin benommen. Das macht: der Block ist da; und soll da bleiben, solange es dem verantwortlichen Lenker deutscher Geschicke gefällt und das tapfere, mit Freisinnsphrasen drapierte Grisettenterzett mit den von der rechten, der besseren Hälfte des dem Politiker, Ethiker und Aestheten gleich widerwärtigen Blockgebildes gezahlten Gagen zufrieden ist. Wie lange das dauern wird, ist nicht zu errechnen, seit unter der Goldlaterne von strebsamen Knaben die Prostitution von Parteiprinzipien zum politischen Befähigungnachweis umgelogen wird. Ahnt man im Lande, wie trostlos es in dieser Kammer aussieht, der würdelosesten, die je innerhalb der schwarzweißrothen Grenzpfähle getagt und genachtet hat? Daß Mitglieder seufzend früherer, gewiß nicht allzu ruhmvoller Jahre gedenken und mit glaubhaft klingender Aufrichtigkeit versichern, man schäme sich fast, dieser erlauchten Gesellschaft von Bewilligungschwätzern anzugehören? Daß jeder Oppositionsversuch mit scharfem Wort verurtheilt, wie persönliche Anfeindung behandelt wird? Daß jeder Versuch, die Initiativbefugnis Wirklichkeit werden zu lassen, von der Regierung Aufklärung über unliebsame Zwischenfälle zu verlangen, vom Chorus der Ehrenwerthen abgelehnt wird? Daß das Auswärtige zum Noli me tangere gemacht wird und, mag das Unglaublichste auch Ereigniß werden, mit keinem Wort im Reichstag gestreift werden darf? Nur die Wenigsten wissens; erfahren, was hinter den Coulissen, in den Parteizimmern vorgeht. Und die Presse, auch wenn sie Bescheid weiß, schweigt. Natürlich; sie hat Ordre zu pariren, sonst entziehen ihr die Parteibonzen die Informationen oder senden sie dem Konkurrenten von nebenan. Kommts gar zu dick, sorgt man ein, zwei Tage für Staubwolken (für die Augen des

lieben Lesers), marschirt am Ende aber mit durch Dick und Dünn, ohne zu fragen, was daraus kommt, und denkt: wenns nicht mehr frommt, wird Müller-Meiningen schon winken.

Von Allem, was uns dies Frühjahr beschеert, hat nichts im Reichstag ein Echo gefunden. Wars der Rede nicht werth? Der Brief an Tweedmouth wurde veröffentlicht: still, der Kanzler spricht; oh stört ihn nicht. Und im Grunde wars ja auch nur eine Schandthat der Times (die freilich einen sehr unfreundlichen Brief Eduards ins Berliner Schloß und den ersten Flottenlord von seinem Sitz geweht hat). Die fatale Tower-Hill-Geschichte kam. Eine Interpellation?. Zum Ausdruck bringen, daß man mit der Sache auch bei uns unzufrieden ist, und den Amerikanern zeigen, daß man im Parlament nicht jede That unseres regierenden Herrn mit der stillen Ehrfurcht des sich seiner Beschränktheit bewußten Unterthanenverstandes betrachtet? Niemand fällt es ein; sogar die Sozi lehnen den Vorschlag, der Aehnliches wollte, in einer Fraktionssitzung mit Stimmenmehrheit ab. Wozu sich erst die Arbeit machen. Der Block erdrosselt ja doch jede Diskussion, und jede Anfrage bringt ein Odium. Und der vom Kanzler so innige geliebte Sallust hat schon gesagt: frustra autem niti neque aliud se fatigando nisi odium quaerere extremae dementiae est. Ueberdies wird man die beschämende Empfindung nicht los, harmlose Märchen anstatt Wahrheiten zu hören. In der Commission wars ja deutlich genug zu sehen. Da wird von dem neugierigen Mathias Erzberger über unsre Marokkopolitik gesprochen und, mit Tardieus Buch über die Conferenz unterm Arm, über verschiedene Dinge um Aufschluß ersucht. Herr von Schön gleitet über alles Wesentliche weg und behauptet, Herr Tardieu wäre nicht zuverlässig, wäre in den „Grenzboten" längst widerlegt. Er weiß das Gegentheil genau, weiß, daß das dumme Zeug, das die Wilhelmsträßler in die „Grenzboten" schmuggeln ließen, die von Tardieu erzählten Thatsachen nicht zu erschüttern vermögen. Thut nichts: Gewöhnlich glaubt ein M. d. R., wenn es nur Worte hört. Und der in Petersburg von Lamsdorff so schön behandelte Herr läßts denn auch an Worten nie fehlen. (Daß er besser als Herr von Tschirschky reden kann, ist bisher der einzige erkennbare Zug, der ihn von seinem Vorgänger unterscheidet; doch genügt er, seinem Wirken Dauer zu sichern, was draußen auch geschehen möge. Und daß er nicht geht, solange der Kanzler bleibt, ist ihm nicht zu verargen.) Venedig, Corfu, Wien, Balkan, Nord- und Ostseeabkommen: interessirts jemand? Keine Seele. Wir haben Wichtigeres zu thun. Wir: das heißt die hohen Herrn vom Bundesrath und die vom Volk ins Parterre geschickten Eucoloi. Man muß mit allen Mitteln zu verhindern suchen, daß von den Pensionierungen der Herren Lynar (dem man die Pension neulich ins Gefängnis nachgeschickt hat) und Hohenau (über den der Ehrenrath seinen Spruch jetzt wiederholen sollte; er fände gewiß besseres Gehör) geredet wird, und Herrn Paasche zur Revocation zwingen. Das ist der „eiserne Besen" des Herrn von Einem. Muß den unbequemen Fragern ausweichen, die vom Kriegsministerium über die Natur seiner Beziehungen zu den Firmen Krupp und Löwe, zwei interessante Kapitel, gern etwas hörten. Muß dafür sorgen, daß das hohe Haus bei Zeiten günstig für die Krondotation gestimmt wird, die das Reich jährlich bloß mit fünfzehn Millionen Mark belasten soll. (Das fehlte noch. Hoffentlich bleiben die Souveräne diesmal fest und lassen Bayern nicht im Stich. Ists nicht genug, daß Posadowsky, den uns Herr von Bethmann-Hollweg täglich theurer macht, mit über diese Ausgeburt höfischer Gefügigkeit gestolpert ist? Sargt diesen Knabenplan ein, ehe er Erörterungen erzwingt, die für verwöhnte Ohren nicht lieblich klingen, leicht aber einem Kanzler den Hals brechen können). Das sind die Sorgen, die unsere Regierenden bedrücken. Die vom Volk

Erkorenen kennen, soweit sie im Regierungchorus blöken, nur eine: die Furcht, das Centrum könne wieder regierungfähig werden, huscht in jedem kritischen Moment als schwarzes Gespenst durch den Saal und scheucht aus jedes nationalen Mannes Gemüth jedes Dissidentengelüste. Haben wirs nicht herrlich weit gebracht? Die Angst als wirksamster Motor und Gestalter unserer Gesetzgebung: so klein hat geendet, was so groß begann. Wenns nämlich groß kann heißen, daß ein von Skrupeln nie zermartertes Gehirn, nach einem tiefen Blick in des unfähigen Vorgängers Akten, die Stimmung des bis dahin ungnädigen Herrn erspäht und zu nutzen versteht. Einen fast beispiellos unehrlichen Kampf mit fast beispiellos unehrlichen Mitteln zu kämpfen sucht, um nach Jahresfrist die Politik der in die Reichsacht verschrieenen Partei wieder aufzunehmen, wenns die Conjunktur verlangt und der durchlauchtige Mitkämpfer unter dem Blockjoch schwitzt. Es ist im Deutschen Reich noch Mancher, der Beträchtlicheres geleistet hat, als anhero dies von Fortunens Laune gehätschelte Wesen, das in so kurzer Frist, wie keines je vor ihm, die Gnadensonne bräunte. Bänker erst, dann, über Nacht, Wirkliche geheime Excellenz, Staatssekretär, Rother Adler zweiter, jetzt Kronenorden erster Klasse. All Heil! Bald wird im Kapitel des Schwarzen Adlers ja wohl ein Sitz frei: und die Kette vermiß ich längst um seinen Hals . . .

Eine hübsche Entgleisung. Eigentlich wollte ich von auswärtiger Politik heute ein Bischen reden, von den großen Erträgen, die uns die letzten Monate gebracht, und vom bald zu erhoffenden Dividendensegen. Damit ists nun zu spät, und für einen kurzen Blick übers Gelände nur bleibt uns noch Raum und Zeit. Auch wer auf Erfreuliches längst nicht mehr hofft, wird, fürchte ich, noch Enttäuschungen finden. Ueber Marokko weiß, außer dem Reichstag, nun jeder Bescheid. „Die Souveränität des Sultans (Abdul Asis, Herr Kanzler) und die Unabhängigkeit des Landes ist für Deutschland außer allem Zweifel. Ich bin stets dafür einzutreten bereit." Ort der Handlung: Tanger; Redner: Wilhelm der Zweite; Zeit: letzter Märztag 1905. Heute: die Unabhängigkeit des Landes existiert nicht mehr; Schritt vor Schritt geht Frankreich vor, wir empfangen die Gesandten Muley Hafids und spielen amtlich die ernsthaft Korrekten. „Wenn wir, sagte der ältere Pitt, uns vor der schmerzlichen Wahl finden, Krieg zu führen oder unsre Grundsätze zu verleugnen, scheint mir der Krieg unabweisliche Pflicht. Denn ein Friede, den wir durch Preisgabe unsrer Grundsätze erkauften, ist unsicher, zweifelhaft und bleibt ewiger Gefährdung durch erneute Beleidigung und Zumuthung ausgesetzt." Wer achtet bei uns noch so alter Lehre? Doch Leutchen nur, denen sogar die Kreuzzeitung ihre reaktionäre Gesinnung bescheinigt. Inzwischen geht, wie zu der glorreichen Zeit von Algeciras, der Kaiser wieder seine eigenen Wege, und der Temps heult, nach der Enttäuschten Art, empört übers Grenzland, weil er das amtliche Berlin auf anderen findet. Die Herrn am Quay d'Orsay aber lassen der Welt verkünden, daß eine neue Epoche im Kampf ums Scherifenreich begonnen habe; in schlichterem Deutsch: man reckt von Algier aus hinter dem Atlas herum die Hand nach der atlantischen Küste. Beliebts dem braunen Gesindel dann noch Schwierigkeiten zu machen, faßt man sie von hinten und vorn, treibt sie in die wilden Schluchten des Atlas und überläßt das Weitere dann dem mächtigsten Sänftiger rebellischer Scharen: dem Hunger. So stehts im Westen um die Anhänger des Propheten. Fielen auch über die im Osten schon die Würfel? Manches spricht für den Glauben. Die Offiziösen sind schweigsam geworden, zwischen England und Rußland herrscht tiefer Friede und mit keinem Wort, keiner Geste verräth, trotz der ihm vielleicht günstigen Unruhen, der Moskoviter Riese das so oft schon entschleierte Gelüsten nach den Reichthümern Indiens; an der Donau und an der

Seine, an Newa und Themse bleibt Alles still, wenn Viktor Emmanuel seine ganze Flotte mobilisirt, um der Türkei ein paar Postämter abzutrotzen. (Denkt euch einmal, Deutschland handelte so, um vom Padischah irgend eine Konzession zu erpressen. Nicht auszudenken. Eines Orientalen Phantasie gehörte dazu, uns den Hagel von Schimpf und Drohung, die Brandung der Leidenschaften zu schildern, die uns ins Land drängen und um die Grenzen tobten. Von London aus würde die gesittete Welt zum Kampf aufgerufen wider die Barbarentücke, die an die heiligsten Gesetze des Völkerrechts zu tasten wagte; nicht erst zu reden von dem, was an lieblichen Melodieen über die Alpen klänge. Jetzt? Der Kanzlerkandidat am Bosporus soll mit allem Nachdruck für die italienische Forderung eingetreten sein, und der Herr Kanzler sagt Freund Tommaso, wie sympatisch ihn das thatkräftige Vorgehen berühre.) Und derselbe Vittorio sendet, während seine Flotte kreuzt, dem alten Franz Joseph ein herzliches Telegramm, das mit keinem Ton an die frostige Antwort erinnert, die vor zwei Jahren auf die in der deutschen Botschaft entstandene Zweikaiserdepesche kam. Nur die paar Worte heute; (Vom allgemeinen Status wird ohnedies noch zu reden sein).

Und als Epilog noch den Hinweis, daß aus Nordost diesmal die schlimmste Kunde kam, in nicht zu ferner Zeit vielleicht ernstes Ungemach dreuht. Während auf Corfu, zu Wedels Schmerz, ein Vermögen draufging, saß Eduard in Kopenhagen, und Nikolaus tauschte herzliche Worte mit dem Schweden, dessen zweiter Sohn eine Cousine des Zaren nach Hause führt. Herzliche Worte, die mit der viel beschwatzten Niederlage, die sich Rußland in der Frage einer Befestigung der Alandsinseln geholt haben sollte, recht schlecht zusammenstimmen. Die Bagatelle, die ein unfähiger Politikus zu einer Sensation aufzubauschen suchte, hat auch nie diplomatisch ernsthafte Behandlung erfahren und der Sinn und Werth des Ostseeabkommens (ein Abkommen, das englische Minister unmöglich machte) liegt auf einem Gebiet, das ich nicht gern berühre. Daß es eine glänzende That unserer Diplomatie ist (Herr von Schön hat sichs schon mit lauten, allzu lauten Worten bescheinigen lassen) leidet keinen Zweifel, wenn man die Offiziösen und solche, die es gern sein möchten, hört. In Wahrheit ists eine Riesendummheit. Vor einigen Monaten las man, daß der Chef des französischen Stabes in Petersburg gewesen sei und mit großer Beruhigung die Heimreise angetreten habe. Vor ein paar Wochen hatte Petersburg wiederum den Besuch eines fremden Militärs. Der englische Generalmajor Sir Byron M. Hamilton war da. Die Reise und ihr Zweck blieben geheim und in die Presse kam kurz nachher die Meldung, der Großfürst Nicolai Nicolajewitsch sei zum Oberbefehlshaber der ganzen Armee ernannt worden. Nur Das. Sir Hamilton fuhr nach Hause, nahm seinen Weg dabei aber über Berlin. Er war vierundzwanzig Stunden in tiefstem Inkognito hier und setzte keinen Fuß vor das Hotel; lehnte auch alle Besichtigungvorschläge ab. In Petersburg aber gehen merkwürdige Dinge vor. Die ganze Armeeeintheilung wird geändert, und die bisher ungefüge Masse soll nach dem Armeekorpschema gegliedert werden; eine Maaßregel, die einer halben Mobilisation gleichkommt, sich nur gegen uns richten kann und die Mobilisationzeit um fünfzig Prozent kürzt. Stellt daneben, daß ein gemeinschaftlicher englisch-französischer Operationplan längst schon fertig vorliegt! Heiter, nicht wahr? Und bei solchen Aspekten garantieren wir die Unthätigkeit unserer Flotte in der Ostsee, zu einer Zeit, da Rußland sich mächtig zu Lande rüstet und keinen brauchbaren Kahn auf dem Wasserspiegel hat. Das Tischgespräch zwischen Eduard und Nikolaus wird sicher sehr lustig werden. Doch die Dinge, die hier vorgehen, haben ein verdammt ernstes Gesicht, und uns bleibt vorläufig als einziger Trost die Hoffnung, daß man in der Wilhelmstraße und am Königsplatz Bescheid weiß und die Zusammenhänge kennt. Karl Schnitzler.

Was wird aus der Bagdadbahn?

Sechs Jahre sind kürzlich verflossen, seit am 21. Januar 1902 durch ein Irade des Sultans dem von der Deutschen Bank geleiteten Konsortium die Konzession zur Erbauung der „Bagdadbahn" erteilt wurde. Den Ausgangspunkt des Bahnbaues bildete damals die fern von der Küste im Süden von Klein-Asien gelegene Stadt Konia. Der Endpunkt der zum Ausbau überwiesenen Bahnstrecke sollte an einem Platze an der Küste des Persischen Golfs liegen. Der Ausbau dieser nahezu 2300 km langen Bahnlinie sollte im Verlaufe von 8 Jahren — auf so lange lautet die Konzession — vollendet werden. So weit verstiegen sich die Pläne der türkischen Regierung und der Bauunternehmer damals! Und heute? Heute, nach Verlauf von 6 Jahren, ist nur die erste Strecke von Konia bis Bulgurlu am Westfuße des Taurus-Gebirges in einer Ausdehnung von zirka 200 km ausgebaut! Die Strecke wurde im Oktober 1904 vollendet. Seitdem stockt der Weiterbau. Wohl ist es dem Bagdadbahnkonsortium inzwischen gelungen, den größten Teil der Aktien der seit Jahren bestehenden kurzen Stichbahn Mersina—Adana im Vilajet Adana aufzukaufen und damit die Kontrolle über diese für die Verbindung mit der See wichtige Bahn zu erlangen. Wohl verlautete im November 1906, daß die Direktion der Anatolischen Bahnen die Weiterführung der „Bagdadbahn" über den Taurus hinweg bis nach Adana in der zilizischen Ebene plane; aber zur Ausführung gelangte der Plan nicht. Der Anschluß an die Bahn Adana—Mersina, der auf kürzestem Wege zu einer Verbindung der Konia-Ebene in südlicher Richtung mit dem Gestade des Mittelländischen Meeres geführt hätte, erfolgte nicht.*)

An welcher Stelle die Hemmnisse und Schwierigkeiten geschaffen wurden, die den Weiterbau der Bagdadbahn bis heute verhindert haben, ist allgemein bekannt. Unsere guten Vettern jenseits des Kanals, die seit dem Besuche des Deutschen Kaisers am Hofe von St. James uns so viel Liebenswürdigkeiten zu sagen wissen, sind die Störenfriede gewesen, die die Pläne der Bagdadbahngesellschaft seit Erteilung der Konzession immer und immer wieder durchkreuzten.

Es gab eine Zeit — im Frühling 1903 —, da war die englische Regierung nahe daran, die Beteiligung englischen Kapitals am Bau der Bagdadbahn zuzusagen; aber die Ankündigung dieses Schrittes rief in der englischen Presse eine so wilde Gegenagitation hervor, daß die Regierung kurzerhand das Projekt fallen ließ. Damals befand ich mich

*) Der vorliegende Artikel, gleich dem noch folgenden, ist von mir im Januar d. J. verfaßt worden. Inzwischen wußten die Zeitungen Anfang April aus Konstantinopel zu berichten, daß die Leitung der Anatolischen Eisenbahn beim türkischen Arbeitsministerium die Bauprojekte für die Fortsetzung der Bagdadbahn auf 600 km von der bisherigen Endstation Bulgurlu bis Aleppo eingereicht hätte. Ueber die Finanzierung des neuen Unternehmens verlautet bis jetzt noch nichts. Sollte die türkische Regierung in der Lage sein, die für den Ausbau der Strecke bis Aleppo erforderliche Kilometergarantie zu leisten, so würde es sich immer nur um eine weitere, im Verhältnis zum Ganzen kleine Teilstrecke der Bagdadbahn handeln. Ueber das Schicksal des größten Teils der doch erst im Osten von Aleppo für die Erschließung des Zweistromlandes wichtigen Bahnstrecken wäre damit noch nichts entschieden. Es bliebe immer noch die Frage offen, wie der Weg bis zum Persischen Golf, trotz der entgegenstehenden Bedenken der englischen Regierung, freigemacht werden soll. Daher veröffentliche ich meine hier folgenden Vorschläge auch unverändert, wie ich sie im Januar d. J. niedergeschrieben. Wdn.

auf einer Studienreise in Nord-Syrien und Mesopotamien. Als ich mit meinem Reisegenossen, Herrn Kommerzienrat C. Bosch, in Bagdad Ende April eintraf, verkündete die dürftige Telegrammkorrespondenz, die in den Konsulaten auslag, daß die Beteiligung englischen Kapitals am Bahnbau bevorstünde. Als wir 2 Wochen später in Bassra am Schatt-el-Arab den englischen Konsul besuchten, empfing uns der Herr mit der Nachricht, daß die englische Regierung ihren Plan aufgegeben hätte. Mit einem Anflug von Schadenfreude bemerkte der Konsul: nun würde die Bahn wohl überhaupt nicht gebaut werden, denn ohne die Zustimmung Englands könnte das Werk doch nie vollendet werden.

Wie war ich damals über die „Einbildung" und „Ueberhebung" des Konsuls entrüstet; wie bemühte ich mich nach meiner Rückkehr von der Reise seit dem Herbst 1903, in meinem ausführlichen Reisebericht, dann in Vorträgen und Zeitungsartikeln darzulegen, daß der Ausbau der Bahn nicht nur im Norden fortgeführt, sondern auch vom Süden her auf der Strecke Bassra—Bagdad in Angriff genommen werden sollte, um die Arbeit zu beschleunigen, um den wertvollen Südteil der Bahn mit deutscher Hilfe möglichst bald fertigzustellen. Zur Unterstützung meiner Vorschläge konnte ich auf Aeußerungen deutscher Kaufleute in Mesopotamien, auf die Ansichten namhafter englischer Publizisten und Ingenieure hinweisen. Ich machte ferner, gleich Dr. P. Rohrbach, darauf aufmerksam, welche bedeutenden Aufgaben dem deutschen Kapital beim Ausbau der Bewässerungsanlagen am unteren Euphrat und Tigris, bei der Wiedererweckung jener alten Kulturländer aus jahrhundertlangem Schlaf bevorstünden. Noch im Herbst 1906 vertrat ich diese Ansichten in einem in der Zeitschrift „Der Deutsche" (Heft 20) veröffentlichten Artikel „Aus dem Wetterwinkel am Persischen Golf".

Und heute? Heute sehe ich mich genötigt, einzugestehen, daß ich jenem englischen Konsul in Bassra — wenn auch mit Widerstreben und nach langem Zaudern — recht geben muß, der kühl und nüchtern, trotz aller unserer Einwendungen, bei seiner Ansicht blieb, daß ohne Englands Einvernehmen an den Ausbau der Bagdadbahn bis nach dem Persischen Golf hin nicht zu denken sei. Eine bittere Pille, aber sie muß geschluckt werden!

Ein Vorgang hat mich in meinen früheren Ansichten wankend gemacht: nämlich der Ausgang der im Oktober 1906 abgeschlossenen Verhandlungen über die Erhöhung der türkischen Zölle. Infolge des von England erhobenen Einspruchs ist der früher, namentlich auch von deutscher Seite unterstützte Plan, die Mehreinnahmen aus den Zöllen beim Ausbau der Bagdadbahn zur Deckung der von der türkischen Regierung übernommenen Kilometergarantie zu verwenden, fallen gelassen worden. Man ist dagegen auf den Vorschlag Englands hin übereingekommen, die betreffenden Summen, abgesehen von 25% der Mehreinnahmen, die an die Dette publique abzuführen wären, für die „Reformen in Mazedonien" bereit zu stellen. Der Zweck, den England mit diesem Vorschlage verfolgte, nämlich die Lahmlegung des Bagdadbahnunternehmens, war so durchsichtig und klar, daß es einen auf den ersten Blick Wunder nehmen muß, wie es möglich gewesen ist, daß man von deutscher Seite dem englischen Vorschlage hat zustimmen können. Leicht mag das Nachgeben den Vertretern unserer Regierung nicht gefallen sein; aber man wird schließlich eingesehen haben, daß England höhere Trümpfe in Händen hat als wir — und hat sich dem Druck der Verhältnisse gefügt.

Der Vorgang läßt erkennen, daß offenbar keine Möglichkeit besteht, Englands Widerstand ohne Abänderung der für die Bagdadbahngesellschaft geltenden Abmachungen zu beseitigen, und daß daher die nötigen finanziellen Grundlagen für die Vollendung der Bagdadbahn vorläufig nicht zu beschaffen sind. So unerquicklich für die Stellung der deutschen Regierung in dieser Angelegenheit es daher auch sein mag, sich zum Rückzuge bequemen zu müssen, so wäre es jetzt doch ratsam, den Vertretern des deutschen Kapitals in der Bagdadbahngesellschaft freie Hand zu lassen, um neue Unterlagen für die Vollendung des Bahnbaues zu schaffen, durch die sich ein Zusammenarbeiten mit England ermöglichen ließe.

Viel wird man von deutscher Seite vergessen müssen, was England getan, um die Kreise der deutschen Kapitalvertreter zu stören, aber wir werden Geschehenes schließlich beiseite stellen müssen, um die Vollendung der Arbeiten mit Hilfe eines neuen Abkommens zu ermöglichen.

England hat seine Minierarbeit in dieser Frage jahrelang mit gewohnter Zähigkeit und Ausdauer fortgeführt, wenn auch nicht immer unter Anwendung ganz einwandfreier Mittel.

Sein Eingreifen in die Streitigkeiten im Bereiche der Bucht von Koweit am Persischen Golf im Jahre 1902 diente lediglich dem Zweck, am Gestade dieser Bucht, das nach früheren Plänen die südliche Endstation der Bagdadbahn aufnehmen sollte, festen Fuß zu fassen. Mochte die Rechtsfrage, um die es sich damals handelte, zweifelhaft sein; der englischen Regierung diente sie ja nur als Vorwand, um als Schutzmacht dem Scheich von Koweit beispringen und der Türkei ein „Hände weg" zurufen zu können. Die zwei englischen Kriegsschiffe schließlich, die vor Buschir, Koweit gegenüber an der Ostküste des Persischen Golfs stationiert sind, und Koweit auf ihren Fahrten regelmäßig anlaufen, sorgen dafür, daß die englischen Ansprüche in Konstantinopel nicht vergessen werden.

Deutschland gegenüber hat England in der Bagdadbahnfrage insofern ein — sagen wir — wenig freundliches Spiel getrieben, als von englischer Seite stets mit der Fiktion gearbeitet worden ist, als verfolge Deutschland in Mesopotamien oder am Persischen Golf irgendwelche politische Pläne. Die englischen Minister, mögen sie auch im Grunde ihres Herzens davon überzeugt gewesen sein, daß Deutschland in jenen Gebieten nur wirtschaftliche Ziele im Auge hat, haben nach außen hin ihren Widerstand gegen das Vorgehen der deutschen Unternehmerkreise — mochte es sich um Bahnbauten oder Schiffahrtslinien handeln — doch stets damit begründet, daß sie vor politischen Aspirationen Deutschlands sich schützen müßten. Und das trotz wiederholter Versicherungen von deutscher Seite, daß die deutsche Regierung politisch dort am Euphrat und Tigris für sich nichts herausholen will, vielmehr nur die wirtschaftliche Hebung jener Länder zu unterstützen wünscht, indem sie dem deutschen Kapital die Beteiligung an den zu diesem Zweck erforderlichen Unternehmungen sichert, und dabei das gleiche Verfahren wie andere Staaten — Frankreich, Rußland, Oesterreich-Ungarn usw. — einschlägt.

Es wäre wahrlich an der Zeit, England gäbe endlich dieses Ränkespiel auf, und erklärte offen, daß sich sein Vorgehen in der Bagdadbahnfrage im Grunde genommen

nicht gegen Deutschland, sondern gegen die Türkei richtet. Nicht Deutschland sucht mit Hilfe der Bagdadbahn seine politische Macht zu erweitern, sondern die türkische Regierung ist es, die durch den Ausbau der Bahn ihre Stellung in jenen für ihre militärischen Streitkräfte heute schwer erreichbaren Gebieten zu befestigen bestrebt ist. Das aber sucht England zu verhindern, wenn es der Weiterführung der Bagdadbahn nach Mesopotamien hinein Widerstand entgegensetzt. Ein militärisch gesichertes Regiment der Türkei am Euphrat und Tigris, ohne gleichzeitige Stärkung der eigenen Position, behagt der englischen Regierung nicht; sie befürchtet, daß hierdurch ihre Lage am Persischen Golf gefährdet werden könnte; die Vorherrschaft in den Gewässern des Golfs glaubt sie aber nicht entbehren zu können, weil sie den Persischen Golf als vorgeschobenen Posten zur Deckung ihrer Stellung in Indien braucht. Daher ihr Widerstand gegen die Festsetzung Rußlands an der Küste des Persischen Golfs; daher ihr energisches Eingreifen, als Frankreich vor einigen Jahren versuchte, sich in der Nähe von Maskat an der arabischen Küste einzunisten; daher schließlich ihr Bemühen, die Bagdadbahn, solange nicht-englische Mächte allein an dem Unternehmen beteiligt sind, vom Persischen Golf fernzuhalten.

Mag auch Englands Bestreben nach dieser Richtung hin, vom deutschen Standpunkte aus, die Grenzen des Zulässigen oft überschritten haben, — eine Tatsache wollen wir doch unumwunden anerkennen: allein Englands jahrzehntelangen Bemühungen haben wir es zu verdanken, daß im Persischen Golf das Piratenunwesen der Araber aufgehört hat, daß die Gewässer des Golfs dem Weltverkehr eröffnet worden sind. Man kann daher England ein gewisses Anrecht auf die Vorherrschaft im Persischen Golf nicht absprechen, und man muß sich schließlich damit abfinden, daß England durch sein Verhalten bei Gelegenheit der Verhandlungen über die türkischen Zollerhöhungen zu verstehen gegeben hat, daß das Ufer des Persischen Golfs unter der Kontrolle Englands verbleiben soll. Denn das war doch schließlich der treibende Gedanke, der seinem Vorgehen damals zugrunde lag. Haben nun die an den Verhandlungen beteiligten Mächte diese Auffassung durch ihre Unterstützung des englischen Vorschlags stillschweigend gebilligt — denn der Vorschlag, die Ueberschüsse aus den Zolleinnahmen für die „Reformen in Mazedonien" zu verwenden, bezweckte doch nur, wie oben schon bemerkt, ein Stillegen des Bagdadbahnbaues —, so erscheint es nur als eine logische Folge dieses Verhaltens, wenn die Bagdadbahngesellschaft sich entschließt, die Beteiligung Englands am Bahnbau anzustreben.

Zwei Wege stünden hierfür offen: entweder die Beteiligung englischer Unternehmer am Bahnbau durch Uebernahme eines Teils des Grundkapitals der Gesellschaft, oder die Ueberweisung der für England wichtigsten Bahnstrecke Bassra—Bagdad zum Ausbau an englische Kapitalisten.

Gegen den ersten Weg, der erst vor kurzem in einem Artikel der „Finanz-Chronik" empfohlen worden ist, spricht der Umstand, daß die Kapitalbeteiligung Deutschlands am Unternehmen heute schon auf 40 % des Gesellschaftskapitals beschränkt ist, — rechnen wir den Anteil der Anatolischen Bahngesellschaft, die unter deutscher Kontrolle steht, hinzu — im Höchstfalle auf 50 %. Auf Frankreich entfallen 30 %; die weiteren Anteile sind der Schweiz usw. übertragen. Eine anderweite Bemessung der An-

teile im Falle des Beitritts des englischen Kapitals ließe sich in der Hauptsache nur durch Beschränkung des deutschen Anteils bewerkstelligen; um die ausschlaggebende Stellung des deutschen Kapitals wäre es dann aber geschehen! Darüber würde keine noch so „loyale" Haltung der englischen Regierung hinweghelfen.

Nun der andere Weg: die Ueberweisung der für England wichtigsten Bahnstrecke Bassra—Bagdad zum Ausbau an englische Kapitalisten; ein Vorschlag, der im vorigen Jahre in der Presse mehrfach erörtert worden ist.

Auf den ersten Blick erscheint es wie ein Hohn, daß man dem deutschen Kapital zumuten will, ganz auf die Beteiligung am Ausbau der Strecke Bassra—Bagdad zu verzichten und seine Tätigkeit auf den bis Bagdad reichenden Teil der Bahn zu beschränken. Aber wir müssen bedenken, daß wir jetzt, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, ohne Opfer nicht zum Ziele gelangen. Gewinnen wir England nicht für den Bahnbau, so läuft die Konzessionszeit ab, ohne daß für den Bahnbau noch viel wird getan werden können. Das ist die Lehre, die wir aus den Verhandlungen über die Verwendung der türkischen Zolleinnahmen ziehen müssen; und danach haben wir zu handeln!

Was verlieren wir nun dadurch, daß wir die Strecke Bassra—Bagdad englischen Kapitalisten überweisen lassen — und was gewinnen wir, wenn wir statt dessen die ganze übrige Strecke Bagdad—Mossul—Konia durch unsere zirka 50 % betragende Kapitalbeteiligung unter unserer Kontrolle behalten?

Bassra bildet zurzeit den Durchgangshafen für den mesopotamischen Handel bis über Bagdad hinaus; selbst von Mossul aus geht Ausfuhrgut über Bagdad nach Bassra. Außerdem bewegt sich ein ausgedehnter Durchgangsverkehr über Bassra und Bagdad nach den Westprovinzen Persiens bis nach Kermandscha hin. Dazu kommt noch ein reger Verkehr persischer Wallfahrer, die das ganze Jahr hindurch zu Tausenden — in besonders großer Zahl während der Monate August bis Februar — von der persischen Grenze her nach Samara (am Mittellaufe des Tigris), nach Kerbela und Ndjef (Wallfahrtsorte am unteren Euphrat) ziehen.

Dieser umfangreiche Waren- und Personenverkehr würde auf die neue Bahnstrecke Bassra—Bagdad übergehen und die Rentabilität der Linie sichern. Die Bagdadbahngesellschaft würde durch Ueberweisung dieser Strecke an englische Unternehmer gewiß ein sicheres Geschäft aus der Hand geben; aber sie gewönne damit zugleich die Möglichkeit, den Bahnbau nach Nord-Syrien und -Mesopotamien auszudehnen, denn mit Gewißheit könnte sie darauf rechnen, daß von dem Augenblicke an, in dem England die Bahnstrecke zwischen Bassra und Bagdad in die Hand bekäme, auch die Anschauungen der englischen Regierung über die Zuwendung von Baugeldern aus Zolleinkünften oder ähnlichen Einnahmequellen überraschend schnell sich ändern würden, und zwar zugunsten einer Verwendung im Interesse des Bahnbaues!

Und noch ein anderes wäre im Falle der Ueberweisung der Strecke Bassra—Bagdad an das englische Kapital zu bedenken: die Bagdadbahngesellschaft in ihrem jetzigen Bestande würde trotzdem nicht den schlechtesten Teil der Bahn (Konia—Bulgurlu—Mossul—Bagdad) in Händen behalten; sie würde nämlich diejenige Strecke der Bahn, unbehindert durch etwaige Quertreibereien Englands, in Nutzung nehmen können, die für den europäischen, für den deutschen Handel mit den Euphrat- und

Tigris-Ländern eine weit größere Wichtigkeit erlangen kann, wie die Bahnlinie Bassra bis Bagdad.

Mangels jeder ausreichenden Verbindung der von Mossul abhängigen Marktgebiete mit dem Mittelländischen Meer bewegt sich ein großer Teil des Handels in jenen Landstrichen in südlicher Richtung, weil die Waren wenigstens von Bagdad aus mit Hilfe englischer und türkischer Flußdampfer weiter befördert werden können, und in Bassra den Ankerplatz der Seedampfer erreichen, die die Verbindung mit Indien und Europa aufrechterhalten. Mit der Eröffnung der Teilstrecke der Bagdadbahn, die vom Hafen von Mersina im kleinasiatischen Vilajet Adana ausgehen, nach Ueberschreitung des Amanus-Gebirges Nord-Syrien und -Mesopotamien durchqueren und über Mossul bis Bagdad ziehen würde, würden sich mit einem Schlage die Verhältnisse ändern. Nicht nur der Handel Nord-Syriens würde naturgemäß in Mersina am Ufer des Mittelländischen Meeres zusammenströmen; auch der ganze Warenzug Nord-Mesopotamiens, soweit er nach Europa und den südlichen Mittelmeerländern gravitiert, würde den kürzesten Weg zur See nach Westen einschlagen und gleichfalls in Mersina ausmünden. Es läßt sich sogar erwarten, daß die Eröffnung der Strecke Bagdad—Mossul—Mersina bis in die für die Bewässerungskulturen und für die zukünftigen Baumwollplantagen günstig gelegenen Landstriche zwischen Mossul und Bagdad, ja bis nach Bagdad hin sich fühlbar machen wird. Wohl wird die Bahnlinie Bagdad—Mossul—Mersina etwa doppelt so lang werden, wie die Strecke Bagdad—Bassra; dementsprechend wird sich auch die Bahnfracht Bagdad—Mersina höher stellen. Dafür wird man aber beim Versand der für Europa und die Mittelmeerländer bestimmten Waren ab Bagdad über Mersina die etwa 3780 Seemeilen lange Seefahrt von Bassra bis zum Suezkanal und die Spesen der Kanaldurchfahrt sparen können — Ausgaben, die es im Verkehr mit Bagdad manchem europäischen Hause ratsam erscheinen lassen werden, die Strecke Mersina—Mossul—Bagdad vorzuziehen. Sollte es sich um rasche Erledigung von Sendungen nach und von Bagdad handeln, so wird man ohne Ausnahme genötigt sein, der großen Zeitersparnis wegen die gleiche Strecke zu benutzen. Selbstverständlich ist es, daß der gesamte Personenverkehr zwischen Europa und Mesopotamien auf die Linie Mersina (bezw. Konia)—Mossul—Bagdad übergehen wird.

Es ergibt sich aus diesen Ausführungen, daß auch der Handel Bagdads nach Eröffnung der Strecke Mersina—Mossul—Bagdad zu einem Teile, wenigstens soweit es sich um den Handel mit europäischen Plätzen handelt, über Mossul nach Mersina wird geleitet werden können. Der Handel Nord-Mesopotamiens (Mossul) und Nord-Syriens (Aleppo) mit Europa und den südlichen Mittelmeerländern wird, von wenigen Ausnahmen abgesehen, seinen Weg über Mersina nehmen.

Diese Folgen der Eröffnung der Teilstrecke Mersina—Mossul—Bagdad halte ich für so bedeutsam, daß sie meiner Ansicht nach die Nachteile aufwiegen werden, die dem deutschen Kapital aus der Preisgabe der Strecke Bassra—Bagdad erwachsen können. Zu berücksichtigen wäre schließlich noch, daß der deutsche Handel nach Süd-Mesopotamien und West-Persien den südlichen Teil der Bahn bis Bagdad natürlich ungehindert für sich wird ausnutzen können, auch wenn diese Strecke mit Hilfe englischen

Geldes gebaut wird; der deutsche Handel wird daher durch die Ueberweisung der Bahnstrecke Bassra—Bagdad an englische Unternehmer überhaupt keinen Schaden erleiden.

Auf die politischen Folgen einer Beteiligung Englands am Bahnbau in Mesopotamien, auch auf einige weitere Lehren, die wir aus der verkehrspolitischen Bedeutung des Hafens von Mersina zu ziehen hätten, behalte ich mir vor, in einem weiteren Artikel noch näher einzugehen.

Hamburg, im Januar 1908. Dr. M. Wiedemann.

Bothwell. Von Georg Brandes*).

Uebersetzt von Erich Holm.

Selbst die so wenig gute Seelenkenner waren, daß sie ein Schreiben wie den langen Glasgow-Brief von Maria an Bothwell für erdichtet hielten, hätten, sollte man meinen, durch die in der Silberkassette gefundenen französischen Sonette stutzig werden müssen. Deren Echtheit kann doch kein vernünftiger Mensch bezweifeln. Daß akademische Historiker die darin vorkommenden Ausdrücke als zu grob bezeichneten, um von Maria stammen zu können, kann keinen Eindruck auf uns machen. Es ist nicht das geringste Rohe oder Grobe in diesen Sonetten, dagegen die tiefste, überwältigende Sehnsucht und Zärtlichkeit. Sie enthalten lauter ehrliche Bekenntnisse, bei denen Marias Seele nackt vor uns liegt. All das Schönste an ihr findet sich in diesen Gedichten, deren Sprachform so altfranzösisch naiv und deren Inhalt eine Leidenschaft ist, die das Leben auf eine Karte setzt, eine Liebe, in deren Gefolge Bewunderung für den Erkorenen, Angst, ihn durch gehässige Nachrede zu verlieren, wilde Eifersucht auf seine Frau und wilde Verachtung für sie üppig aufschießen. Es ist rührend zu sehen, wie hoch Maria Bothwell stellt. Ihre Liebe war sicherlich nicht blind. Wenn Maria Bothwell Den nennt, „der weder an Verstand noch Tapferkeit, noch Schönheit, noch Güte, noch Standhaftigkeit seinesgleichen hat", so dürfte er auch aus dem Schrot und Korn gewesen sein, aus dem ein solches Idealbild sich zwanglos formen ließ. Wohl wahr, er hatte einen schlechten Ruf in bezug auf sein Verhältnis zu Frauen, hatte sich leichtsinnig mit einigen eingelassen und sich rücksichtslos ihrer entledigt. Doch deshalb konnte er immerhin große und männliche Tugenden besitzen. Eine dieser Frauen ist später in romantischem Lichte dargestellt worden, die dänische Anna Throndsdatter, die er auf Ja und Nein satt bekam und im Stiche ließ. Eine romantische Geliebte war sie entschieden nicht; sie verfolgte ihn mit Entschädigungsansprüchen, ergriff auch sofort, als er an die norwegische Küste verschlagen wurde, die Gelegenheit, ein bedeutendes Jahrgehalt von ihm zu erpressen, und setzte die Ueberlassung eines seiner Schiffe durch.

Maria gegenüber zeigt Bothwell sich fest und standhaft, und es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß er an kühner Entschlossenheit die andern Lords überragte. Wie vollständig sie in seinem Willen aufging, verrät schon der eine Zug,

*) Vergl. Brandes, „Maria Stuart", Nr. 17, 1908.

daß er sie dahin brachte, Anhänger von ihm zu belohnen, die am Morde Rizzios beteiligt waren. Das muß ihr ohne Zweifel schwer gefallen sein; doch sie tat es.

Für die Nachwelt war Bothwells Charakteristik allzulange durch das eine Wort Mörder gegeben. Doch wer von den schottischen Großen war dies nicht? Was bedeutete eine Tötung in den Tagen der Catharina von Medici, ein Menschenalter nach der Herausgabe von Machiavellis „Der Fürst"! Wer trug moralische Bedenken, einen Rivalen oder Gegner aus dem Wege zu räumen, besonders, wenn gute Aussichten vorhanden waren, den Mord zu verhehlen oder den wahren Urheber unkenntlich zu machen. Maria haßte Darnley bis in seinen verpesteten Atem hinein. Wie oft hat nicht Bothwell ihre Klage vernommen: Wer befreit mich von Darnley! Er kannte den tiefen Abscheu, den sie bei dem Gedanken eines fortgesetzten Zusammenlebens mit diesem Schwächling, auf den sie herabsah, empfand. Ihm, dem Mann der Tat, erschien ein Pulverfaß unter Darnleys Schlafgemach als die einfachste Lösung, und nicht ihm allein, auch seinen Verwandten, Clans-Leuten und politischen Genossen, die eingeweiht waren und mitwirkten.

Soll nach alledem ein Vergleich angestellt werden zwischen Marias und Bothwells Schuld in diesem Punkte, so kann kein Zweifel herrschen, daß Maria die schuldigere von den beiden ist. Ihre Handlungsweise ist weit odioser. Welche Tat Bothwells ließe sich mit Marias letztem, langem Besuche bei dem kranken Gemahl vergleichen: Sie küßt ihn, während man unten das Pulver hineinschafft. Sie peinigt ihn mit der Mahnung an Rizzios Mord in demselben Augenblick, in dem sie ihm die schönsten Versprechungen für die Zukunft macht. Sie scherzt im Fortreiten mit ihrem vor dem Hause stehenden Diener, dem sie laut „Jesus! wie schwarz du bist!" zuruft, da der Pulverschleim ihm an Gesicht und Händen haften geblieben.

Welche Handlung Bothwells ließe sich endlich mit der kleinlichen Vorsorglichkeit Marias vergleichen, die am Vorabende des Mordes ihr feines Bett aus dem Hause Kirk o field wieder ins Schloß zurückbringen und durch ein einfaches ersetzen läßt. Nie hat sich mir der Eindruck verwischt, den diese Oekonomie auf mich machte, als ich vor undenklichen Zeiten zum ersten Mal bei der Lektüre einer Abhandlung von Johan Grundtvig davon erfuhr. Das Bett, das Maria in Darnleys Haus hatte schaffen lassen und in dem sie die Nächte geschlafen, die sie dort verbrachte, war ein Prachtstück. Es hatte einen Vorhang aus violettem Sammet, der mit Gold- und Silbertressen verbrämt war. Fünfundvierzig Betten gab es im Schlosse, doch nur drei von dieser Art. Als Vorwand für seine Rücktransportierung wurde angegeben, daß es beschmutzt werde, weil es in der Nähe einer Badewanne ohne Deckel stehe. Zugleich ließ Maria auch ihr eigenes „großes Polster" aus Sammet und Seide zurückbringen. Das erstere wissen wir, weil Darnleys Kammerdiener Thomas Nelson, der einzige, der bei der Explosion mit dem Leben davonkam, es bei Gericht bezeugte, das letztere sagte Marias französischer Kammerdiener, der unglückliche Paris, kurz vor seiner Hinrichtung aus. Ausdrücklich hatte die

Königin Sonntag nachmittag, unmittelbar vor ihrem letzten Besuch bei Darnley, ihn neuerlich gefragt, ob er ihres Befehls eingedenk gewesen.

Dergleichen war Vorsorglichkeit, der Rest Leidenschaft, politische und erotische. Und hier hat das Paar, wie Lady Blennerhasset sagt, „einen großen Mitschuldigen: das Zeitalter", und eine große Entschuldigung: das heiße Blut der Jugend. Als für sie beide alles vorbei war, hatte Maria ein Alter von 24, Bothwell von 30 Jahren erreicht.

Damals als Bothwell an dem denkwürdigen 15. Juni 1567 Maria Lebewohl sagte, den Carberry-Hügel hinabritt und sich unverfolgt entfernte, war seine Mär auf schottischem Boden aus. Er und sie sahen einander nie wieder. Jeder sollten sie für sich in Gefängnissen verschmachten, sie 19 Jahre lang, er 10, bis der Tod auf dem Schafotte sie, der Tod in Wahnsinn ihn befreite.

Zwei prächtige Exemplare von dem Menschengeschlechte waren sie, zwei echte Exemplare der fürstlichen Persönlichkeiten des Jahrhunderts. Von niedriger gesinnten Gegnern wurden sie bezwungen, von Elisabeth Maria, er von den schottischen Lords. Die Dänen aber hätten sich nicht dazu herzugeben gebraucht, etlichen schottischen Lords zuliebe hier Gefangenwärter- und Bütteldienste zu verrichten.

Armer Bothwell, daß seine Flucht von den Shetlandsinseln ihn nach Norwegen verschlagen mußte! Hätte er nach Frankreich zu entkommen vermocht, so würde er dort frei und in Ehren gelebt haben. Es ist schmerzlich, die Pedanterie, die grausame und heuchlerische Pedanterie zu verfolgen, mit der Bothwell von dem Augenblick an behandelt wird, in dem er den Fuß auf den Grund und Boden des Königs von Dänemark setzt oder auch nur in „Seiner Majestät Häfen und Gewässern" sich befindet.

Wie unleidlich ist er, der ehrenwerte Christen Aalborg, Kapitän des Kriegsschiffes „Björnen", der in Karmsund in Bothwells Schiffspapiere Einsicht zu nehmen verlangt und unter lügnerischen Vorwänden — Proviant geben zu wollen u. dergl. m. — seine Mannschaft auf andere Schiffe hinüberlockt. Was nützt es, daß Bothwell entgegnet, die Königin, die solche Papiere auszustellen hätte, werde von Aufrührern gefangen gehalten! Und was nützt es ihm, daß er dann später der in Bergen eingesetzten Kommission von 24 Mitgliedern, die ihm abermals seinen Geleit- oder Seebrief abfordert, „verächtlich antwortet und fragt, von wem er Beglaubigung oder Brief hätte hernehmen sollen, da er doch selbst der oberste Regent des Landes sei!" Was nützt es ihm endlich, daß er auf die Anklage des Mordes, die von Schottland aus die Lords gegen ihn erheben, der Wahrheit gemäß erklärt, von dieser Anklage habe das schottische Parlament ihn einstimmig freigesprochen!

Man segelt mit ihm nach Kopenhagen, man beraubt ihn seiner Leute, die einen schmählichen Tod in Schottland finden. Und nun greift der Reichshofmeister Peder Oxe geschäftig gegen ihn bei Friedrich II. ein, dessen erste Eingebung, da er sich eben in Jütland befindet, ist, „den schottischen König" ruhig im Kopenhagener Schloß seine Rückkunft abwarten zu lassen. Die Minister belehren den König alsbald, daß größere Vorsicht und nachdrücklichere Maßregeln bei diesem ungewöhnlichen Gaste am Platze seien.

Hätte der französische Gesandte in Kopenhagen Charles Dancay, der hochangesehene Freund der Maria von Guise und ihrer Tochter Maria Stuart, nicht energisch gegen Bothwells Auslieferung an seine gehässigen Feinde protestiert, Dänemark hätte ihn ausgeliefert. Nun wagte man das nicht. Man half sich dann Frankreichs und Schottlands entgegengesetzter Forderung und doppelter Pression gegenüber mit dem erbärmlichen Auswege, Bothwell erst in einem einigermaßen anständigen Staatsgefängnisse im Malmöhus vom Januar 1568 bis Juni 1573, dann (wie Dancay schreibt) in „einem äußerst engen und schlechten Gewahrsam" im Keller von Dragsholm auf Seeland zu halten, wo seine Fesseln human an zwei Eisenbügeln in der Mauer derart befestigt waren, daß er damit umhergehen konnte. Hier saß er fünf weitere Jahre bis zu seinem Tode — ein schottischer Felsen-Aar in einem seeländischen Keller gefesselt.

Die Geschichte wird allenthalben in solcher Weise unterrichtet, daß die Kinder zum Stolz über die Großtaten der Väter, zur Freude über nationale Größen und zur Trauer über nationales Unglück erzogen werden. Man sollte auch dazu erziehen, Scham zu empfinden.

Die Skala der Gefühle ist stets dieselbe: Stolz, Freude, Trauer. Nie kommt das Schamgefühl zu Worte. Es wird als respektwidrig betrachtet oder als undenkbar zurückgewiesen, tritt beim Leser vaterländischer Geschichte auch niemals ein, da nie daran appelliert wird. Was in der Vergangenheit geschah, mußte so sein.

Daher hat sich, soviel mir bekannt, noch nie eine Stimme gegen die Behandlung erhoben, die der Earl of Bothwell, Herzog der Orkney- und Shetlandsinseln, im Lande des Königs von Dänemark erlitten hat. Als wir Kinder waren, erzählte man uns eine Räubergeschichte, daß Bothwell Freibeuterei an norwegischen und dänischen Küsten getrieben hätte, weshalb seine Behandlung gerechtfertigt gewesen. Als Erwachsene lasen wir die ausführliche Darstellung des Sachverhaltes bei Schiern, der korrekt und leidenschaftslos alles gutheißt. Und dennoch handelten die dänischen Machthaber willkürlich, rechtswidrig und völlig unwürdig, bloß, weil es ihnen im Blute lag, die Moral bis aufs grausamste zu vertreten, selbst wo die Sache sie nicht das geringste anging.

Goya. Von Richard Muther.

Zur selben Zeit, als Berlin die Engländer anhimmelte, war in der Galerie Miethke in Wien eine Ausstellung von 20 Bildern Francisco Goyas. Karl Moll, der verdiente Leiter der Galerie, hatte im Herbst vorigen Jahres zusammen mit Erich Klossowski Spanien abgesucht. Sechs wunderherrliche Bilder konnte er für Miethke erwerben. Andere wurden ihm aus vornehmem Privatbesitz leihweise überlassen. So war es möglich, einen Ueberblick über Goyas Schaffen zu geben, wie ihn bisher nur die ganz wenigen gehabt hatten, die gerade im Frühling 1900 bei der großen Goya-Ausstellung in Madrid sich aufhielten. Denn was man unter normalen Verhältnissen, sogar in Spanien, von Goya zu sehen bekommt, ist ja

nicht viel. Das Museo del Prado besitzt zwar außer Bildnissen die Gobelinentwürfe des Meisters und jene erstaunlichen Dekorationen, die er für sein Landhaus, die Quinta del Sordo, malte. Manches andere wird in der Academia de San Fernando bewahrt. Doch wie wenig diese Bilder der öffentlichen Sammlungen in Goyas Gesamtwerk bedeuten, geht aus dem soeben erschienenen Buche des Don Narciso Sentenach „La pintura en Madrid" hervor. „Täglich," schreibt Sentenach, „tauchen neue Werke von Goya auf, man könnte aus diesen allein ein ganzes Museum bilden." Und außerhalb Madrids? Was London und Paris, Budapest und Berlin besitzt, ist viel zu fragmentarisch, um einen Begriff von Goyas Bedeutung zu vermitteln. Bei den Schätzen, die einige Wiener Sammler anhäuften, handelt es sich um Zeichnungen, nicht um Bilder. Die von Moll veranstaltete Ausstellung war also ein Ereignis. Nicht nur den Kunstfreunden wurde ein Fest bereitet, wie man es nicht oft in diesem Leben genießt. Sogar der Goya-Forscher machte die überraschende Entdeckung, daß die Grundlage für die künstlerische Würdigung des sehr berühmten, doch wenig gekannten Meisters eigentlich jetzt erst geschaffen war. Und an diesen Werken, die in Wien entzückten, kann nun auch Berlin sich freuen.

Gerade nach dem Unheil, das die englische Ausstellung anrichtete, ist die Goya-Ausstellung ein wirksames Gegengift. Denn in der Kunst ist nun einmal die vox populi nicht die vox dei. Das hat sich auch bei den Engländern gezeigt. Es war für denjenigen, der seinen klaren Kopf behielt, nicht uninteressant zu sehen, wie die geschickte Benutzung eines geschmackvollen Clichés Talente zweiten und dritten Ranges befähigt hatte, eine sehr geschmackvolle Kunst hervorzubringen. Doch was die große Menge an den Werken bewunderte, war nur das Schlechte daran: ihr Stich ins Kitschige, Süße, banal Gefällige. Und noch weit bedenklicher war, daß daraus eine Aesthetik destilliert wurde, die ganz außerhalb der Richtungslinie der modernen Bestrebungen lag. Ich möchte feststellen, daß ich auf diese Mißverständnisse, die sich aus der englischen Ausstellung ergeben könnten, als erster hinwies. In einem Artikel, den die Wiener „Zeit" am 29. Januar, also unmittelbar nach der Eröffnung der Ausstellung, von mir brachte, ist so ziemlich alles gesagt, was später andere äußerten. Goya kann uns lehren, uns wieder auf uns selbst zu besinnen. Denn er verhält sich zu den Engländern nicht nur wie ein Originalgenie zu Eklektikern: er zeigt uns namentlich auch wieder, was malen heißt. Alles was heute angestrebt wird, alles was wir an Daumier und Manet, an van Gogh und Cézanne bewundern, ist schon in den Werken dieses großen Ahnen unserer Kunst enthalten.

Man hat ihn den letzten der alten Meister und den ersten der modernen genannt. Damit ist der Platz markiert, den er — soweit es überhaupt möglich ist, Erscheinungen, die Ewigkeitswert haben, zeitlich zu umgrenzen — als Künstler einnimmt. Er war der letzte der großen Alten. Denn eine malerische Entwicklung, die von Tintoretto und dem Greco zu Velasquez, Hals und Rembrandt führte, brach in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts jäh ab. In allen Ländern Europas wurde die Malerei zur kolorierten Plastik, das Bild zur Zeichnung. Sogar die Engländer, die an der guten Tradition am längsten festhielten, haben an der selbständigen Fortbildung der malerischen Ausdrucksmittel nicht mehr weiter gearbeitet. Sie zehrten nur schmarotzend von dem Kapital, das Tizian, van Dyck und die Maler des Rokoko anhäuften. Ihre Kunst war eine Abschwächung, ein Ausklang, der letzte Aufguß der Renaissance. Goya als einziger ging auf dem Wege weiter, den die

größten Maleringenien der Vergangenheit, Velasquez und Rembrandt, diktiert hatten. Ja, er folgte ihnen nicht nur wie ein Schüler seinen Meistern. Er ging an ihnen vorbei, warf neue Probleme auf, wurde ein Mehrer des Reiches. Dort tote Nachahmung, hier weiterzeugendes, fortbildungsfähiges Leben. Daraus erklärt sich, daß er dann später auch der starke Anknüpfungspunkt für die Modernen wurde. Nachdem die Malerei des 19. Jahrhunderts noch einmal die Bahnen aller früheren Jahrhunderte durchkreist hatte, setzte die eigentlich moderne Entwicklung an dem Punkte ein, wo Goya gestanden hatte. Daumier, der 20 Jahre alt war, als Goya starb, ist ihm in manchen seiner Bilder zum Verwechseln ähnlich. Manet würde seine Erstlingswerke, den Guitarero und das Stiergefecht, die Balkonszene des Luxembourg, die Erschießung des Kaisers Maximilian und die Olympia nicht gemalt haben, wenn er die direkten Vorbilder nicht bei Goya gefunden hätte. Ja, wenn man im Museo del Prado die Bilder der Quinta del sordo sieht, hat man das Gefühl, daß selbst die hundert Jahre, die seit ihrem Entstehen vergingen, noch nicht ausreichend waren, um Goya einzuholen. Sie stehen auf einer Linie, die von dem Braunschweiger Familienbild Rembrandts über die Erzeugnisse der modernen Pointillisten hinweg in eine noch gar nicht zu ahnende Zukunft weist.

Die Ausstellung bei Cassirer gibt nun die Möglichkeit, das an einer Reihe wundervoller Werke zu kontrollieren. Um gleich mit dem schönsten zu beginnen. Wäre die ganze englische Ausstellung nicht gesprengt worden, wenn es möglich gewesen wäre, Goyas Porträt der Frau Cean Bermudez zum Vergleiche hineinzuhängen? Pathos ist ja sehr unmodern. Doch auf die Gefahr hin lächerlich zu erscheinen, muß ich gestehen, daß mich das Bild in eine Aufregung versetzt hat, wie ich sie Kunstwerken gegenüber nur ein einzigesmal in meinem Leben empfand: als ich den Velasquezsaal des Museo del Prado betrat. Ja, so blasphemisch das klingt, möchte ich sagen, hier sei sogar Velasquez noch überboten. Denn diese bläulich-grünliche Symphonie, in die das Polster auf dem Schoß in sonorem Rot hineintönt, ist von einem Farbengeschmack, wie er nur in den besten Werken des Velasquez vorkommt. Und mit dieser farbigen Noblesse verbindet sich etwas noch Geistreicheres, Nervöseres in der Mache, als es der kühle Velasquez hat. Daß Goya sonst als Porträtmaler sehr verschiedenartig, auch sehr ungleichwertig ist, braucht bei dem Umfang seiner Produktion nicht betont zu werden. Manchmal, wie in dem Porträt Gasparinis, klingt er an französische Rokokomaler, etwa Nattier an. Manchmal, wie in dem Bildnis des vor der Kaserne stehenden Manuel Lapeña, läßt er an die Trockenheit des Empire, etwa an Boilly denken. Beinahe trocken, in der gelangweilten Stimmung eines Künstlers, der einen wenig reizvollen Auftrag korrekt erledigt, hat er auch die aufgedonnerte Toilette der sonst recht hausbackenen Marchesa de San Andrés gemalt. Das große, Cassirer gehörige Repräsentationsbild des Don Tadeo Bravo de Rivero könnte, wenn der echt Goyasche Hund mit den roten Glühaugen nicht wäre, von Reynolds herrühren. Doch dann folgen wieder Werke, in denen er als Vollblutspanier rassigster Art erscheint. Wegen des Stierkämpfers Pedro Romero sollen sich, wie der Friedensfürst erzählt, die Herzoginnen von Alba und Ossuna fast geprügelt haben. In Goyas Bild lernt man ihn kennen. Ein gelblich brauner Kopf mit blauschwarzer Bartspur, eine silbergestickte, rosagefütterte Weste und ein stumpfbrauner Mantel heben von einem dunkelgrauen Hintergrund sehr

pikant sich ab. Oder wie meisterhaft sind in dem Bildnis des Don Juan Battista Goicoechea, der zu Goyas Vertrauten in Bordeaux gehörte, der Fleischton der Hand, das Gold der Orden und das Schwarz des Uniformfrackes zusammengestimmt. Wie ist in dem Kniestück der Marie Luise das hexenhafte Blitzen der schwarzen Augen gegeben. Und der alte Husarenoffizier „fluctibus reipublicae expulsus, pintado por Goya 1815". Ist es nicht ein Rätsel der Kunstgeschichte, daß in einer Zeit, die sonst jeden Zusammenhang mit der großen malerischen Kultur von einst verloren hatte, noch ein Bild gemalt wurde, das, ohne daß Nachahmung vorliegt, die phantastische Schönheit später Rembrandts hat? Was Goya von seinen englischen Zeitgenossen Romney und Hoppner unterscheidet, wird gerade durch Bilder dieser Art in sehr scharfes Licht gestellt. Bei den Engländern Zahmheit, sauberes Fertigmachen, Eklektizismus und Schema. Hier geniale Selbstverständlichkeit in der Auffassung und eine unerhörte Maëstria, alles auf die entscheidenden Werte zurückzuführen. Er macht ein paar Pinselstriche, und sofort ist der ganze Organismus eines Kopfes, einer Hand gegeben. Er läßt auf einen Orden wie zufällig ein Glanzlicht fallen, und aus etwas Oedem, malerisch fast Unmöglichem wird ein Ding von zauberhaftem Reiz. Ueberall ist ihm das Licht nicht nur der formenbildende Faktor, der den zeichnerischen Einzelheiten die plastische Wucht, den großen suggestiven Akzent verleiht, auch die harmonisierende Kraft, die alle farbigen Dissonanzen zu Symphonien von magischem Schmelz verwebt.

Was von seinen Bildnissen gilt, gilt von seinen Volksstücken nicht minder. Alles, woran man denkt, wenn von der Lokalfarbe der spanischen Halbinsel gesprochen wird, zieht wie in einem Kinematographen vorüber. Und auch in diesen Werken tobt eine malerische Kraft ersten Ranges mit elementarem Ungestüm, mit fast kannibalischer Freude sich aus. Auch hier reichen Vergangenheit und Gegenwart sich die Hände. Man sehe die große Nachtszene mit der Manola, die von Häschern festgenommen wird. Das ist in der Konzeption, in der Großzügigkeit der Gestaltung Frans Hals, und es ist gleichzeitig modernster Impressionismus in der Art, wie die von der Blendlaterne plötzlich gestreiften Köpfe sich im Licht modellieren. Auch vor den Bildern mit der Füselierung und dem Gehenkten kann man an Rembrandt mit dem nämlichen Recht wie an Daumier denken. Die ungeheure Logik, die in der Kunstgeschichte waltet, wurde mir nie so deutlich. Späteren Menschen, die von den Kämpfen unserer Gegenwart nichts mehr wissen, wird der Entwicklungsgang des modernen Schaffens als die ganz natürliche, anders gar nicht denkbare Fortsetzung eines Dramas erscheinen, dessen erste Akte schon vor Jahrhunderten sich abspielten.

Goya hat von 1746 bis 1828 gelebt. Diese Daten decken sich fast mit denen, die das Leben Goethes umfassen. Was hätte er zu Goya gesagt? Hätte er im Bann der ihn umgebenden Epigonenkunst den Worten Passavants beigestimmt: „Wie traurig es um den Kunstgeschmack in Spanien zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts aussah, dafür gibt Francisco Goya einen sprechenden Beweis." Oder würde er — gemäß dem mystischen Attraktionsgesetz, das Große zu Großen zieht — gefühlt haben, daß der einzige Gegenwert, den er auf dem Gebiete der bildenden Kunst hatte, dieser spanische Meister war? Jedenfalls ließe sich nichts Schöneres denken als ein Bildnis Goethes, gemalt von Goya.

Tagebuch. Von Hermann Bahr.

Berlin, 12. März. Der gute L'Arronge jubiliert jetzt schon die ganze Woche. Ernennung zum Professor, Festvorstellung, Gratulation bei deutschem Sekt, Ansprachen, Tränen, Rührung in den Journalen; und die Brust voll Orden; und ein Gedicht von Sigwart Friedmann. Dem braven Mann ist's zu gönnen. Er weiß, was er will, er weiß, was er kann, und er will nicht mehr, als er kann. Da hat einer freilich den Himmel schon auf Erden. Auch war ihm gegeben, den Sinn des mittleren deutschen Bürgertums zu treffen, im Heiteren und im Ernsten, was schließlich nicht weniger ist, als wenn einer die Launen der großen Finanz bedient. Komisch ist nur, wenn jetzt getan wird, als ob er der wahre Dichter sei. Es ist immer komisch, wenn einer ausgesucht wird, der nun der wahre Dichter sein soll für ein Quartal. Und wirklich eine „Literatur" hat ein Volk erst, wenn es zu begreifen anfängt, daß keiner der wahre Dichter ist, oder daß es jeder ist, weil doch die Gesamtheit aller erst den Begriff einer Literatur gibt. Nicht die Tulpe macht den Garten, und nicht das Veilchen, und nicht der Wegerich. Und um Tulpe zu sein, braucht es die Tulpe, daß andere Wegerich oder Veilchen sind. Was wäre sonst an ihr Besonderes? Jeder ist der wahre Dichter: nämlich für sich selbst, da doch kein anderer das Geheimnis seiner Eigenheit hat. Je nach ihrer Annäherung an diese werden die Menschen mit ihm fühlen. Es wirkt doch immer auf sie bloß, was ihnen gleicht. Sich suchen sie, sich zu finden verlangen sie, das soll ihnen der Dichter. Weshalb keiner der wahre für alle sein kann. Wie willst du denn allen gleichen? Sei groß, dann wirst du alle enthalten. Jeder wird in dir sein, ein Stück von dir. So kann er sich in dir finden. Es wird ihm nur nicht genügen. Denn er will mehr. Er will nicht bloß sich, sondern er will nichts als sich. Du bist er, aber du bist noch etwas; so bist du zu wenig für ihn, weil du ihm zu viel bist. Da sein heißt, anders sein; etwas sein, was sonst keiner ist; was eben nur die Tulpe, was nur der Wegerich ist, wozu die Natur die Tulpe, den Wegerich erst schaffen muß, wozu sie sie braucht. Und da sein heißt, dies, worin man anders ist, und wofür allein man nur überhaupt ist, gegen die Welt verteidigen. Dringt die Welt ein, so daß sich das, wodurch du anders als sie bist, an sie verliert und in sie wieder auflöst, das ist der Tod. Weshalb die Menschen den großen Dichter, der, viele Stücke der Menschheit in sich tragend, etwas von dieser den einzelnen auflösenden und wieder ins Ganze vereinigenden Kraft der Natur hat, fürchten und hassen müssen wie den Tod. Wer aber nur ein begrenztes Stück der Menschheit ist, eingezäunt und abgezäunt, der wird seine Leute haben: hier finden sie sich, hier sind sie geschützt. Denkt man dies unverzagt aus, so darf man sich nicht sträuben, schließlich zu sagen, daß der große Dichter wirklich vielleicht eine Vermessenheit und Ausschweifung ist, weil er die Grenzen zerstört; alles Leben aber ist, begrenzt zu sein. Und so hätte der gemeine Verstand am Ende recht, sich gegen ihn aufzulehnen. Was der Mensch beim Dichter sucht, ist das Gefühl: So bin ich, und schön ist es, so zu sein wie ich! Der Dichter soll ihm bestätigen, daß er im Recht ist. Nur erkennen die guten Leute nicht, daß es gerade der Sinn des Lebens ist, allen ihr Recht zu geben, nicht bloß mir, sondern den anderen auch, weil doch mein Recht, ein Eigener und anders zu sein, gerade verlangt, daß

andere nun wieder anders sind. Es hilft mir einer nicht, der mir gleicht; er macht mich unnütz, es entwertet mich, in mehreren Exemplaren da zu sein, während der Fremde mich ermutigen wird. Mich freut nichts mehr als Menschen, die ganz meiner Art entgegen sind: da weiß ich doch, daß ich nötig bin. Wer mir zu gleichen scheint, macht mich faul, ich denke dann: der kann auch mein Geschäft besorgen, und ich will lieber im Sande liegen, am blauen Meer. Und so: Gott segne den Vater L'Arronge!

15. März. Vortrefflich formuliert in der letzten Rundschau Kerr seine Forderung an den Künstler. Er mißt ihn an seiner suggestiven Macht. Ihm genügt nicht, daß einer sich auszudrücken, sich darzustellen weiß, sondern er verlangt von ihm die Kraft, sich aufzuzwingen. Dagegen geht mein ganzer „Dialog von Marsyas". Dort wird auch, nach dem Herodot, die Geschichte von der schönen Agariste, der Tochter des Tyrannen Kleisthenes, erzählt. Um sie warben viele, tanzend, aber am schönsten tanzte Hippokleides aus Athen. Deshalb bekam er die Braut nicht: denn er tanzte zu gut, besser als einem freien Manne geziemt. Dies ist das Geheimnis der griechischen Kunst zur Zeit des Perikles: sie will sich zeigen, nicht wirken. In ihr erscheint der Künstler, man soll sehen, was er ist. Aber er fragt nicht, ob es gefällt. Und er bemüht sich nicht. Als ich einmal von Athen nach Venedig kam, noch jene Kunst bei mir, waren mir die bunten Engel der Markuskirche fast unerträglich. Ich hatte das Gefühl, fortwährend angebettelt und angebuhlt zu werden. Mir fiel ein, wie der Wiener von gewissen Schauspielern sagt: er zerfranst sich, er zerspragelt sich! Ich gehe gern einem hübschen Mädl nach. Dreht es sich aber nach mir um und winkt mir, so mag ich nicht mehr. Ich mag auch den Künstler nicht mehr, wenn er mir Augen macht. Ich war deshalb gegen den Hauptmann der Versunkenen Glocke, und ich bin deshalb für den Hauptmann von Kaiser Karls Geisel. Er äugelt jetzt nicht mehr mit der Wirkung. Er steht da. Kerr findet das Schwäche, ich finde das Reife. Für mich ist das die Kunst: da zu stehen, unbekümmert, eher froh, allein zu bleiben. Aber ich weiß schon, daß es das Publikum mehr mit Kerr hält.

16. März. Man versucht, zu sich selbst zu kommen, die anderen versuchen, einen von sich selbst abzubringen, und alles geht nun darum, wer stärker ist.

18. März. Es ist gepackt, ich will fort, ich suche noch Reinhardt, so bin ich auf einmal in den Kammerspielen, Schülerinnen der Isadora Duncan tanzen. Und ich habe diese ganze Zeit in Berlin nichts Schöneres, nichts Stärkeres erlebt. Zum Lachen und zum Weinen, schön und stark. Wie Wiesen im Wind, wie Wasser im Wald. Das kommt gesprungen, und man ist froh. Das kniet, schaut, horcht, und man wird ernst. Das hebt die Händchen, das wirft die Füßchen, das schüttelt sich nur, und man spürt alle Lockungen, alle Drohungen, die das Leben hat. Nur ein grüner Vorhang, nur ein paar Kinder, und diese Kinder sind nur da, jetzt in Reihen, jetzt eins allein, schreitend oder sitzend oder laufend, und manchmal lacht eine kleine Stimme, ein Lied klingt, schon entschweben sie. Und Reinhardt, neben mir, sagt leise: Sommernachtstraum! Und ich denke: Es zeigt sich aber, daß man den Text gar nicht braucht! Ein grüner Vorhang und ein paar Kinder. Kinder, die weiter gar nichts tun: sie können sich nur bewegen. Und vielleicht kommt eine Zeit schön gewachsener Menschen, die schreiten oder stehen und sich zeigen, und dies ist genug, die Menschheit braucht dann

sonst nichts mehr. Und ich muß denken, was für ein starkes, rastloses, unbezwingliches Geschöpf doch diese Duncan ist, mit ihrem fanatischen Glauben an die Zukunft! Eine Gouvernante hat sie Bierbaum einmal genannt. Ja: unsere Gouvernante zum wirklichen Leben!

20. März. Semmering. Noch Schnee. Und seltsam: wenn ich dann wieder die Rax und den Schneeberg sehe, ist es mir immer wie zum erstenmal! Immer mit demselben Gefühl: Nein, du hast es ja noch gar nicht gewußt, wie schön, wie schön das ist! Ein Glück, daß der Mensch ein so schlechtes Gedächtnis hat. Wir leben nur vom Vergessen. Hätten wir die Kraft, einen starken Eindruck zu behalten, so wären wir unfähig, in geringen fortzuleben. Aber man kommt vom Semmering zurück, oder von Napoleon, oder von Beethoven, und es geht doch weiter.

Das Fenster auf, draußen schneit's, ich lese das Buch von Ferdinand Bonn. Das ist auch so: man vergißt die Menschen, eigentlich behält man nur die Namen. Ich kannte Bonn vor Jahren, und er war mir lieb. Durch und durch künstlerisch gesinnt, stark, froh, kühn, und so gar nichts vom Kabotin! Ein wirklicher Mensch, ein lebendiger Mensch, ein lachender und weinender Mensch in diesem alten Burgtheater! Freilich mit einer Neigung, alles heftig anzurennen, gleich aber wieder abzuspringen. Mit einer Neigung, sich überall zu versuchen, spielend, malend, geigend, dichtend, in allen Künsten; bis er sieht: Das kann ich auch! Da freut es ihn schon nicht mehr so, schon reizt ihn das Nächste wieder. Und auch mit einer Neigung, im Ekel vor der menschlichen Gemeinheit, nun nicht der Dumme zu sein, sondern zu zeigen, daß man das, wenn die Welt es so verlangt, ja schließlich auch kann; wozu sich gerade Menschen von einer gewissen Unschuld in der Entrüstung leicht hinreißen lassen, da sie sicher sind, sich doch niemals zu verlieren. So war er mir damals. Dann kam er mir weg. Ich hörte nur noch von ihm. Und ich hörte nun dann den ganzen Berliner Tratsch. Freilich weiß man ja, wie viel über jeden öffentlichen Menschen gelogen wird, trotzdem glaubt man es doch schließlich selbst. Das ist die merkwürdige Macht der Verleumdung. Zum erstenmal glaubt man es nicht: Aber nein, ich kenne den Menschen doch! Und man glaubt es zum zweitenmal nicht. Und man glaubt es zum drittenmal nicht. Bis dann die Verleumdung nach und nach Kristalle anzusetzen beginnt. Man glaubt es ja noch immer nicht. Aber man widerspricht jetzt nicht mehr. Wer weiß? Wer kann sagen, daß er einen Menschen kennt? Und Menschen ändern sich! Man hat ein unangenehmes Gefühl: ich müßte mit ihm einmal reden, ihn sehen, hören, was er antwortet! Wer hat denn aber Zeit? Man hat sie kaum für sich selbst. Und so denkt man lieber gar nicht mehr daran. Wenn die Leute gegen ihn ungerecht sind, er wird sich schon wehren, das muß jeder selbst! So schläfert man sein Gewissen ein und ist feig, weil man faul ist. Und dann geschieht es zuweilen sogar, daß man ärgerlich auf den Freund wird. Er sollte einem nicht so viel Verdruß machen, alles schimpft auf ihn, und das muß man sich anhören! Und so kam es, daß ich mit Bonn in derselben Stadt saß und nicht glauben wollte, was man über ihn sagte, und doch schon fast bereit war, es zu glauben, und mich jedenfalls nicht mit allen Leuten herumprügeln wollte und es schließlich vorzog, lieber gar nichts mehr davon zu wissen und mich nicht um ihn zu kümmern. Bis mir neulich Brahm dieses Buch gab und sagte,

in seiner behutsamen, unnachdrücklichen Art: Lesen Sie das, ganz interessant, der Bonn ist schon wer! Und das ist wirklich das Gefühl, das man hier auf jeder Seite hat. Und mir war's ganz seltsam: Noch ganz der junge Bonn von damals! Und dann gibt einem das Buch eine so wunderbare Sicherheit für ihn. Dem kann wirklich nichts geschehen, er kommt schon wieder durch, er ist stärker!

Und so viel Vergnügen macht mir das zu denken, daß mir fast alles zuwider ist, was ihm gefällt, daß er sicher fast alles verachtet, was ich schätze, und daß mich das eigentlich aber gar nicht an ihm stört, und ihn wahrscheinlich auch an mir nicht, woraus man sieht, daß es gar nicht so sehr darauf ankommt; wichtiger ist, über Eichkatzeln und Almhüttn derselben Meinung zu sein, als über die Kunst und den Kaiser.

Rahel. Drama eines jungen Herzens.*)

Von Emmy Destinn.

Personen des Schauspiels:

Rosa Rosenfeld: Trödlerin, 52 Jahre.
Jakob Rubin: ihr Bruder, 45 Jahre.
Rahel: ihre Tochter, 19 Jahre.
Georg Ullrich: Schauspieler, 43 Jahre.
Frau Nußbaum: Heiratsvermittlerin, 56 Jahre.
Anna Felser: Rahels Freundin, 23 Jahre.
Minna Falke: Schauspielerin, 25 Jahre.
Richard Pewny: Maschinist, Annas Bräutigam, 28 Jahre.
Fanny: Dienstmädchen bei Rosenfelds. 35 Jahre.

Ort: Wohnung der Rosenfelds, alter Judenfriedhof im Prager Ghetto.
Zeit: 1890.

Zweiter Akt.

(Alter Judenfriedhof im Ghetto. Rechts und links Grabsteine mit hebräischen Inschriften, hohes Gras und Moos wuchern dazwischen, links ein breiter Hollunderstrauch in voller Blüte. In der Mitte ein Weg, etwas rechts eine Holzbank. Ein heißer Sommernachmittag etwa gegen 5 Uhr. Aus dem nahen Tempel klingt Orgelspiel und Chorgesang. Während dem geht der Vorhang auf.)

Erste Szene.

Rahel (im hellen Sommerkleid), Anna (sitzen auf der Bank).

Anna: Reizender Rendezvous-Platz. Den hättest Du mir früher verraten sollen! Ach .... die Stille und der Duft .... bei Orgelspiel und Gesang ....

Rahel: Ein Totenfeld — — und doch: kann man sich einen schöneren Garten denken? Dieser Strauch ist aus ihren Herzen gewachsen — wie er prangt, wie stolz trägt er die vollen Blütendolden — und wir? ob aus unseren Herzen noch so viel Kraft strömen kann? (Das Orgelspiel endet ohne Gesang.)

Anna: Ach — Du Phantastin! Scherz beiseite — Rahel, seit Du Deinen Helden gefunden hast, wirst Du stets mysteriöser — Gott — hat Dir dieser Mann den Kopf verdreht . . . kaum hast Du für die ganze Welt noch einen Gedanken übrig . . . wie soll das denn noch werden?

Rahel: Was kümmert's mich? werde, was da will — — ich bin glücklich — wenn er nun kommt, wenn er meine Hand faßt, wenn ich in seine Augen sehen darf — — ich verlange nichts mehr, da versinkt für mich die Welt.

Anna: Furchtbares, leichtsinniges Wesen! Was werden denn Deine Leute dazu sagen, wenn es herauskommt? Die Mutter — der Onkel? das wird einen tüchtigen Krach geben! Du wandelst in ihrer Mitte wie eine Mondsüchtige, kaum gibst Du noch eine vernünftige Antwort — — nur Herr Ullrich und wieder Herr Ullrich. — Ich bin fest überzeugt, daß Du diesen Namen noch aus dem Schlaf sprichst ....

*) Unsre Emmy Destinn hat sich unter die Dramatiker gemischt, versucht, dem Land ihrer Kinderträume auf dem steinigen Weg der Gestaltung tragischen Erlebens wieder nahe zu kommen. Dem willig folgenden Ohr klingt leise und deutlich doch spürbar die Sehnsucht durch die vier Akte, von denen wir hier die paar Szenen wiedergeben, die uns am gelungensten scheinen und am wenigsten voraussetzen. Rahel, die neunzehnjährige Tochter der alten Rosenfeld, fällt der geschulten Phraseologie des beträchtlich älteren verheirateten Komödianten Ullrich zum Opfer. Der erste Akt hatte beide zusammengeführt. Mehr ist zum Verständnis für das Folgende nicht nötig.

D. R.

Rahel: Ich liebe ihn und er liebt mich. Was geht mich die ganze Welt an?

Anna: Ich bitte Dich! Die Welt muß Dich angehen, wenn Du nicht willst, daß jemand von den Deinigen dahinter kommt! Du mußt Dich zusammennehmen, Komödie spielen —! Wenn diese Liebschaft an den Tag gebracht wird, steckt Dich Deine Mutter in eine Besserungsanstalt!

Rahel: Georg verläßt mich nicht! Niemals!

Anna: Vorderhand nicht, das weiß ich. Aber wenn die Saison zu Ende ist, geht Dein Held wieder nach Wien zurück, der Sommer blüht ab und mit ihm auch eure Liebe.

Rahel: Wie kannst Du nur so etwas sagen! Unsere Liebe verblühen! Das ist unmöglich — sprich es lieber gar nicht aus . . . .

Anna: Liebes Kind, so nimm doch Vernunft an! Ich bin doch die ältere, habe mehr gesehen und mehr erlebt als Du — Wie stellst Du Dir das Ende eurer Liebe vor? Ein Ende muß sie doch nehmen? Abschied?

Rahel: Nie!

Anna: Dann — — ein Verhältnis?

Rahel (gekränkt): Anna . . . . . .

Anna: Oder — eine Heirat?!

Rahel (schweigt betroffen.)

Anna (langsam): Eine Heirat — — also — wirklich? Hat er Dir etwas versprochen?

Rahel: Wie könnten wir etwas Derartiges sprechen? Nein — kein Wort.

Anna: Sehr ungeschickt. Weißt Du, woher er kommt? Wer seine Familie ist? Auch nicht? Aber, liebes Kind — wovon unterhaltet ihr euch denn eigentlich?

Rahel: Wir sprechen von unseren Herzen, von unserer Liebe, von unserer Sehnsucht —

Anna (gedehnt): Sehnsucht — — — (plötzlich sehr warm): Liebe kleine Rahel, ich flehe Dich — sei vernünftig — versprich mir, auf Deiner Hut zu sein — es soll zwischen euch beiden nichts geschehen, was vor Gott und Menschen nicht geschehen dürfte — —

Rahel (betroffen): Wie meinst Du — ich verstehe nicht —

Anna (im selben Ton): O, Du verstehst schon ganz gut, stelle Dir nur vor, ich wäre Deine ältere Schwester — ich habe Dich ja so lieb und fürchte nur, daß Du in Deinem Ungestüm etwas tun könntest, Dich hinreißen ließest — Rahel, ich bitte Dich, gieb mir Dein heiliges Versprechen —

Rahel: Zwischen uns beiden ist es doch klar — — weder ich noch Georg haben einen unlauteren Gedanken . . . .

Anna: Verzeihe. Doch Du bist manchmal so seltsam, Du bist so still und nur Deine Blicke sprechen — — so sonderbar, tief, ich habe Angst — denn schließlich habe ich doch das ganze Unglück hervorgerufen — ich habe Dir doch diesen Brief diktiert, aber Du tatst mir damals so leid —

Rahel (wirft sich Anna an die Brust): Du Liebe, Liebe, Süße . . . Du hast mich glücklich gemacht — wie soll ich Dir je danken?

Anna (sie bewundernd betrachtend): Diese Glut und diese Leidenschaft? Kaum kenn' ich Dich wieder. Dieser Herr Ullrich scheint ein richtiger Zaubrer zu sein — — —

Rahel: Ja — das ist er . . . . Er hat mich ganz behext . . . . wenn ich nun im Theater sitze und seinen Worten lausche — da schlägt mein Herz so wild, als sollte ich ersticken? — wenn ich ihn mit den Augen küsse — ach, Anna — nicht wahr, er ist ein Gott? Kein Mensch ist so schön wie er . . . . diese wunderbare Gestalt, so hoch, so schlank, dieser stolze Mund und die hellen, träumerischen Augen . . . seine schönen Hände — und seine Stimme — diese zu Herzen gehende, männliche Stimme — o Gott, manchmal wird mir ganz schwarz vor den Augen, so viel Glück ertrage ich nicht. . . . .

Anna (halb scherzend, halb ernst): Gretchen! Gretchen! Denk an ihr Schicksal — sei vernünftig — ich fürchte wirklich, Du könntest Dich vergessen — —

Rahel: Er ist so herzensgut, er ist wirklich wie mein Bruder.

Anna: Du! Diesem Bruder würde ich nicht allzusehr trauen! Er hat Dich anscheinend auch viel zu sehr lieb . . . . damals dachte ich, daß der große Künstler, lieb und gut, wie die Männer schon sind, den schwärmenden Backfisch mit einigen freundlichen Worten beglückt und ihn dann seinem Schicksal überläßt — nein, mußte ich mich derartig irren! Statt dessen läuft der berühmte Held tagtäglich mit dem kleinen Mädel spazieren — — kann sich kaum von ihm trennen, spricht über hochtrabende Sachen mit ihm — —! Das ginge ja alles noch! Aber das Ende! Das Ende!

Rahel: Ich lernte lieben und —

Anna: Ja, das ist eben, was ich fürchtete! Du lernteſt lieben, meine Liebe, Süße! Der Pfad der brüderlichen Liebe des Herrn Ullrich ist sehr schmal — ihr werdet da mit der Zeit zu wenig Raum haben — dann kommt das altbekannte Ende vom Lied — —

Rahel: Was kann da geschehen?

Anna: Etwas, was nie mehr gut zu machen wäre — ein unsagbares Unglück für Dich — —

Rahel: Ein Unglück — durch Georg? Was sagst Du da, liebe Anna — nun sind mir Deine wohlgemeinten Predigten sehr lächerlich. Wie

könnte Georg, dieser Herrliche, einzige Mann, mich unglücklich machen? Das glaubst Du doch selbst nicht. Diese vierzehn Tage unserer Liebe sind mir vom Himmel selbst gesandt, Du weißt ja, daß ich vor Wonne fast vergehe und sprichst mir vom Unglück! Seine Hand, sein Mund können mir nur Glück bringen . . . Ich habe nie vorher geliebt — nicht einmal für jemand geschwärmt, wie es alle jungen Mädchen doch tun — hier, tief in meiner Brust im innersten Herzen sagte mir eine Stimme: „Harre aus, Herz, Dein Glück wird noch kommen, Dein Erlöser, Dein Jehova findet Dich.“ Nun ist er da! Er ist gekommen! Und Du sprichst mir vom Unglück!

Anna: Liebe und Vernunft sind leider niemals Hand in Hand gegangen, — — da hätte man sich sonst viel Verdruß sparen können. — — Ich fürchtete es ja stets, daß Du — hereinfällst.

Rahel: Pfui — dieses garstige Wort.

Anna: Aber treffend. Nun vom anderen: Wann kommt Dein holder Angebeteter? Um fünf?

Rahel: Er muß gleich erscheinen.

Anna: Wo wollt ihr dann hingehn?

Rahel: Hingehn? Nirgends. Wir bleiben hier.

Anna: Auf dem Friedhof?

Rahel: Warum nicht? Hier ist es ungestört — selten ein fremder Besucher, Stille, Duft — und wir Zwei.

Anna: Sehr poetisch. Weißt Du was? Wann schließt man hier?

Rahel: Um sieben Uhr.

Anna: Dann kommen wir mit Richard um halb sieben her und holen euch ab. Willst Du?

Rahel: Gewiß.

Anna: Wir können uns dann bis halb acht noch irgendwo in einen Garten hineinsetzen — um acht mußt Du doch zu Hause sein.

Rahel: Vorgestern bin ich ja erst nach halb neun nach Hause gekommen — Mutter hat sehr gebrummt. Und der Onkel Jacki sah mich so eigen an — Du — ich glaube, daß er etwas ahnt. Aber er ist gut, er sagt kein böses Wort — im Gegenteil, er ergreift stets noch meine Partei, wenn Mutter zankt.

Anna: Was hast Du denn getan? Du sagtest mir doch, Du wolltest um acht zu Hause sein — —

Rahel: Wir sind bei der Moldau gewesen, es war so still und eine ganz warme Dämmerung — — ein herrlicher Abend. Da konnten wir uns nicht trennen. Ich sagte, daß mich die Falk aufgehalten hat. Mutter hat es auch geglaubt.

Anna: Und Onkel Jacki?

Rahel: Der ist viel zu schlau. Er hat seine eigenen Gedanken.

Anna: Wenn er aber was merkt —

Rahel: Der sagt kein Wort.

Anna: Glaub' das ja nicht! Er würde rasend werden. Dein Onkel hat keine Liebeserfahrung — der Aermste ist so schwer getroffen.

Rahel: Ob er wohl jemals liebte?

Anna (lachend): Nein! Dazu ist er zu vernünftig —! Seine Liebe könnte doch wohl kaum jemand erwidern.

Rahel: Armer Onkel Jacki!

Anna: Sieh — da kommt Dein Liebster schon! Adieu — und seid vernünftig!

Rahel (springt auf, zitternd): Still! er kommt...

Zweite Szene.

Georg Ullrich (sehr elegant, leicht lächelnd): Guten Tag — so pünktlich, das ist lieb.

Anna: Adieu, ich muß euch verlassen.

Georg (hält Rahels Hand): So eilig, Fräulein Anna?

Anna (lachend): Ich weiß, daß Sie darüber sehr unglücklich sind! Aber ich will Sie trösten: um halb sieben hole ich euch wieder ab. Auf Wiedersehen! (Ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Der enigmatische Mann. Von Hans von Kahlenberg.

23. Paris.

Schätzchen, bin ich frivol? Es ist die Atmosphäre hier. Meine Hauswirtin beglückwünschte mich, und der Valet de Chambre Célestin macht solch ein schlau verschmitztes Gesicht. Ils ne savent pas autrement. Wenn wir auf die Straße treten, bieten uns Händler Gassenhauer und verliebte Couplets oder halbwelke Veilchensträuße an. Es ist Pariser Frühling.

Warum erleben wir ihn nicht mit, reden nur? Du bist hübsch und jung, Du stiehlst Dich heimlich zu mir, lügst zu Haus, verlierst den Atem auf der Treppe und lachst und

errötest in einem Zug, wenn Du eintrittst. Ich küsse Dich lange. — Wenn Du fortgehen willst, weil es Zeit zu Deinem Diner ist, lasse ich Dich nicht, ich küsse Dich wieder wie ein junger Verliebter und bettle und drohe. Wir lachen alle beide. —

Ich erzähle Dir leichtsinnige Geschichten von den andern, die hier gewohnt haben, von meinen Freunden, die allesamt verliebt sind, die kleine zärtliche Frauen haben, in Chaville und Fontainebleau.

Dabei sind wir sehr ehrbar, sprechen von all diesen leckeren Dingen wie gesetzte und ältere Leute, hinter denen die Jugend und die Frühlingsnarrheit liegt, müssen uns doch immer ansehn und müssen lachen, sind so überaus vergnügt. Braungrün liegt das Baummeer des Luxemburg-Gartens mit knospenden Wipfeln, die Kuppel des Invalidendoms steht wunderbar abgetönt gegen den hellen, weichen Himmel wie auf einem Bild von Sisley; es weht die Luft von Paris, die leicht, klar und ein wenig berauschend wie Champagner ist, ohne Leidenschaft, voll von Zärtlichkeit der zärtlichsten und lebensfreudigsten Stadt.

Wir sind Deutsche, wir philosophieren. Wohl ist uns — wohl! Du sagst mir Adieu und küßt mich mit spitzen Lippen wie ein keusches, kleines Mädchen. Wie meine Schwester, und errötest. Und in deinen Augen glitzert — Licht oder Tränen? Mein Aprilkind! Mein Weibchen! Kleine, süße Frau — Du meine!

24.

Ich bin morsch und unselig, ein zu jedem Verzicht Vorbestimmter. Frage mich jetzt nicht, Du wirst es früh genug wissen.

Warum drängst Du auf Erklärungen? Erklärungen sind Gewöhnlichkeiten. Natürlich bist Du ganz frei, Du kannst gehen, wohin Du willst, kannst mich verlassen. Frage ich Dich je, wo Du bist? Weiß ich, bei wem Du vielleicht Dich aufhältst, süße Worte anhörst und Dich in andern Schaukelstühlen wiegst? Du bist mir oft ganz fremd wie eine völlig Unbekannte. Sogar eine Feindin bist Du dann, Du bist hergekommen, um mein Geheimnis zu überraschen und mir zu nehmen.

Bist Du überhaupt treu? Ich weiß es nicht, will es nicht wissen. Warum beunruhigst Du Dich um meine Treue?

Innerlich haben wir keinerlei Zusammenhang, Dein Gehirn denkt Gedanken, zu denen ich keinen Zugang habe. Du bist auch klüger als ich.

Ich will mich nicht binden, nie! Und Du sollst Dich nicht quälen —

25.

Die rohe Gier der anderen auf Fleisch stößt mich ab und flößt mir Ekel ein. Ich war gestern auf einem sogenannten nackten Ball. Alle erregten sich außerordentlich — ich ging schwermütig nach Haus, schämte mich meiner Rasse.

Stundenlang lese ich gemeine Bücher, die borgen einem immer Leute, die man für die ehrbarsten und gleichgültigsten hielt. Sie sind nur gemein, ohne Kunst und Heiterkeit. Soweit hast Du mich heruntergebracht — ja, Du!

Jede Frau hier — auch die deutsche — hat ihren Liebhaber. Sie sprechen von der Liebe wie von einem Ding, das gut zu essen und teuer wie ein Souper fin ist. Auf der Rechnung wird immer betrogen, und die Bewirtete steht in Verbindung mit dem Wirt und der Bedienung. Oft zahlen hier auch die Frauen, dann wird das Geschäft noch schamloser betrieben, ihre Lustknaben sind Ausbeuter und schlagen sie. Heillos wirkt die ewige Herabwürdigung des einen Geschlechtes durch das andere. In bezug auf unsere Mütter und Schwestern sind wir lächerlich ehrbar, da wollen wir nicht sehen, lassen den Pistolenhahn knacken. Eitelkeit alles, und dieselbe Eitelkeit, das ganz grobe, einfache Uebergewicht der Stärke wie beim Papuaneger und dem Buschweibchen! Die „Galanterie“ dabei macht den Schacher so ekelhaft und verlogen.

Wir haben doch das Bedürfnis, warum befriedigen wir es nicht am hellen, lichten Tage? Warum leugnen wir es ab und verleugnen es vor uns selbst? Und glauben schließlich unsere eignen Lügen über uns selbst? Du zum Beispiel glaubst, Du bist nur träge und feig — unendlich verwöhnt und verweichlicht. Du bist nichts mehr, eine Puppe, ein Luxusspielzeug, die Puppenprinzessin mit gläsernen Augen und Flachshaaren!

Manchmal möcht' ich Dich hauen!

26.

Ich weiß, ich bin schlecht und Du betest für mich, Du betest und wartest. Warte, bis wir zu Hause sind, dort wird mir wohler wieder. Ich gehe früh zu Bett, um neun Uhr, und bin den ganzen Tag draußen.

Sieh, ich bin ja auch ein alter Mann, ich bekomme weiße Haare, nicht graue — schon weiße!

Du bist so jung, bleibst immer jung und keusch und frisch.

Du bist unsterblich und tötend.

Sei mein gutes, kleines Mädchen! Komm und lege Deine Hand auf meine Stirn und erzähle mir Heitres und Eignes — ich liebe so sehr, wie Du die Dinge siehst, und liebe Deine Art zu sprechen. Nur Melancholie liebe ich garnicht, weil ich selbst ein Schwarzgalliger bin, ein Trübseliger und ein Kopfhänger.

Ich leide und bin fast nie ganz gesund. Mach Du mich gesund und vergieb mir! Vergieb!

(Fortsetzung folgt.)

Was sollen wir lesen? Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

VII. Drama der Gegenwart.

Wenn ich den Blick auf das Drama der neusten Zeit zu lenken mich anschicke, so empfinde ich lebhafter denn je die Schwierigkeit und Verantwortlichkeit meiner Aufgabe, auf die Frage: „Was sollen wir lesen?" befriedigende Auskunft zu geben.

Denn einmal ist, wie ich schon mehrfach hervorhob, wenn es sich um dramatische Dichtungen handelt, die Frage an sich nicht richtig, oder jedenfalls nicht glücklich eingestellt, insofern das Drama, um die seinem Wesen, seiner Form nach ihm allein eigentümlichen Ausdrucksmittel und Schönheiten voll zu entfalten und zur Geltung zu bringen, der Vermittlung durch lebendige Darstellung von der Bühne bedarf, also nicht gelesen, sondern gesehen sein will. Die Zahl derjenigen, die sich nur aus der Lektüre ein richtiges anschauliches Bild vom inneren Leben einer dramatischen Handlung machen können, ist erfahrungsgemäß sehr beschränkt, und der Ausweg, sich durch lautes Lesen mit verteilten Rollen die geistigen Sehorgane zu schärfen, bleibt immer doch ein dürftiger Notbehelf, da, um durch dies Mittel einen einigermaßen befriedigenden Ersatz für eine versagte Bühnenaufführung zu erhalten, die Lesenden über eine Fähigkeit zu charakteristischer Auffassung und Wiedergabe ihrer Rollen verfügen müssen, wie sie auch wieder nur sehr wenigen verliehen ist.

Zu diesen aus dem Wesen des Dramas an sich sich ergebenden Schwierigkeiten kommt nun aber in unserem besonderen Fall noch hinzu die Eigentümlichkeit des modernen Dramas, dessen Hauptreiz und Hauptwert weniger in dem Ideengehalt, als in der eigenartigen künstlerischen Form beruht, die unsere Dramatiker, über ihre Vorgänger hinausstrebend, gesucht und zum Teil auch gefunden haben. Diese neuen Formen sind es, um deren Ausgestaltung das Drama der Gegenwart ringt, und die den Werken, in denen sie zum Ausdruck gelangen, ihren über die Laune und Mode des Tages dauernden bleibenden Wert ver-

leihen. Die sog. aktuellen Stoffe allein tun es nicht, trotzdem sie es in der Regel sind, die die starken augenblicklichen Bühnenerfolge bewirken. Aber wir leben in einer so schnell arbeitenden und vorwärts hastenden Zeit, daß der Zauber, den ein aus der Not einer Tagesfrage heraus geborenes Drama auf einen jeden von uns ausübt, wenn es im richtigen Augenblick erscheint, unheimlich schnell verblaßt und verwelkt und oft wenige Jahre genügen, um uns ihm gegenüber fremd und kalt zu machen. Deshalb ist es für den, der, wie ich hier, nicht die Aufgabe hat, über Dramen und Dramatiker, die infolge von durch Stimmungen des Augenblicks hervorgerufenen großen Bühnenerfolgen zufällig im Vordergrund des Interesses stehen, seine Meinung zu sagen, sondern der jedenfalls den Versuch machen soll, unbeirrt durch diese Stimmen des Tages, das Bleibende, Wertvolle herauszuheben und zu charakterisieren, die Aufgabe schwieriger als auf irgendeinem andern Gebiet, gerade weil, je mehr man selbst innerlich an den Kämpfen der Zeit und den Problemen, die sie aufwerfen, beteiligt ist, der dämonische Reiz, den ein Drama um seines aktuellen Stoffes willen ausübt, nur zu oft das Urteil zu trüben geeignet ist. Das gilt, oder galt vielmehr, vor allem von dem Dramatiker, der eine Zeitlang im deutschen Drama des 19. Jahrhunderts eine ähnlich beherrschende Stellung eingenommen hat, wie Shakespeare im 18. Jahrhundert, von dem Norweger Henrik Ibsen. Ein Teil der ungeheuren Wirkung, die dieser Fremde in den beiden letzten Dezennien auf unsere Literatur gehabt hat, ist auf Rechnung seiner Stoffwahl zu setzen. Er war der erste, der die in der bürgerlichen Gesellschaft des ausgehenden Jahrhunderts wühlenden und gärenden Ideen, die Seelennöte der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts geborenen und seit den siebziger Jahren in den Kampf des Lebens eingetretenen Generation und die daraus hervorwachsenden Kämpfe auf Tod und Leben zwischen dieser Jugend und der damals herrschenden Gesellschaftsmoral in seinen Dramen zu einer künstlerischen Gestaltung brachte, und der dadurch unzähligen kämpfenden und ringenden Seelen das erlösende Wort von den Lippen nahm. Weil er in der Tat dieser Generation wie ein Befreier kam, wurde er von ihr auf den Schild gehoben, und wer wissen will, wie es vor zwanzig, dreißig Jahren in den Herzen der jungen Menschen aussah, für den sind Ibsens Dramen auch heute tief erschütternde Dokumente des Seelenlebens der Entwicklungsjahre der Generation, die heute in der Vollkraft des Lebens der Gesellschaft ihren Stempel gibt. Deshalb sollte keiner versäumen, mit Dramen wie „Die Stützen der Gesellschaft“, „Nora“, „Die Gespenster“, „Rosmersholm“, „Klein Eyolf“ unter diesem Gesichtspunkt sich vertraut zu machen. Aber je jünger er ist, um so stärker wird er auch empfinden, daß an sich Neues ihm dieser Dichter nicht mehr zu sagen hat. Die Klippen, an denen die Menschen der Ibsenschen Dramen scheitern, und die Dornen, an denen sie sich auf den Tod verwunden, sind für den Menschen von heute keine Klippen und Dornen mehr. Wohl aber wird auch das junge Geschlecht die Botschaft einer noch in der Zukunft liegenden Menschheitsepoche, die als Ruf der Sehnsucht und der Hoffnung aus den Dramen Ibsens (allerdings häufig in Formeln einer symbolisierenden Geheimsprache nicht sofort erkennbar) klingt, annehmen und aufnehmen und weitertragen, nämlich den unerschütterlichen Glauben an eine Lebensmöglichkeit, wo der alte Streit zwischen Geistigem und Sinnlichem schwindet, wo die Schönheit und die Freude und die Güte in freudiger Arbeit der Wahrheit dienen und aus reinen Schalen denen, die Treue halten, den Trunk schuldlosen Genusses, der in der Freude verklärt, kredenzen.

Das ist das Reich der Zukunft, von dem Ibsens Adelsmenschen träumen, auf das sie hoffen, das keiner von ihnen betritt, das sie nur ahnen in Träumen der Jugend, und das in weiter, weiter Ferne ihnen — wie das in dem letzten Drama „Wenn wir Toten erwachen“ zum Ausdruck kommt — von dem Gipfel der Berge in der großen Stille, wie ein tröstliches Morgenrot, das sie selbst nicht mehr erleben,

in die brechenden Augen leuchtet, und in dem sie den Frieden finden. Das wird die heutige Jugend aus Ibsen als eigene Zukunftslosung mit herausnehmen in den Kampf, der noch um diese letzte Entscheidung tobt.

Unsere Dramatiker aber haben nicht nur von Ibsen diese Gesellschaftsprobleme übernommen, sie haben auch vor allem aus dem Ibsen eigenen dramatischen Stil für das deutsche Drama der Gegenwart entscheidende Anregungen empfangen und nach seinem Vorbilde weiter auszugestalten versucht.

Nur zwei unter denen, die wir heute noch, trotzdem der eine von ihnen nicht mehr unter den Lebenden weilt, als Dramatiker der Gegenwart empfinden, weisen diesen Ibsenschen Zug nicht auf: Ludwig Anzengruber und Ernst von Wildenbruch; beide waren eben schon voll ausgeprägte Persönlichkeiten, als Ibsen mit seinen ersten Gesellschaftsdramen auftrat. Ludwig Anzengruber (1839—1889) packt die Gesellschaft in seinen Dramen ein paar Stufen tiefer, als sie Ibsen gepackt hat. Wachsen bei diesem die Konflikte aus dem bürgerlichen Milieu, so bei jenem aus dem bäuerlichen, und eine natürliche Folge ist, daß der Deutsche noch viel derber zupackt und Gestalten auf die Bühne stellt, die durch ihre sprühende Naturwahrheit, die urwüchsigen Naturlaute, die ihnen zu Gebote stehen, gerade auf das städtische Publikum ungeheure Wirkung ausüben, nicht zum wenigsten, weil dieser resolut zugreifende, in der Wahl seiner künstlerischen Mittel nicht sehr wählerische Dramatiker über einen Humor verfügt, der selbst in die tiefsten Schatten einer tragischen Katastrophe noch seltsame Lichter zu werfen weiß. Bisweilen übertönt bei ihm die Tendenz und die gute Gesinnung den Poeten, und auch in seinen besten Dramen befremdet zuweilen ein solcher Einschlag, der mit der Kunst nichts zu tun hat, aber als Ganzes ist er doch eine der originellsten und erfreulichsten Erscheinungen der modernen Literatur. Er ist vor allem ein lachender Philosoph, dem die Philosophie das Leben nicht verdorben hat, der aus klugen und so vergnügten, schalkhaften Augen in die Welt schaut, daß ihm zuzuhören, wenn er in seiner Mundart von seinen Leuten närrische und selbst schlechte Streiche erzählt, ein wahrer Genuß ist. Keiner sollte versäumen, sich die „Kreuzelschreiber", den „Gewissenswurm", den „Doppelselbstmord" anzuschauen, und wer den Tragiker Anzengruber kennen lernen will, dem wird er im „Meineidbauer" imponierend entgegentreten.

Ernst von Wildenbruch (geb. 1844) nimmt ebenfalls, aber aus anderen Gründen, im deutschen Drama der Gegenwart eine Sonderstellung ein. Ihm gebührt zunächst das große historische Verdienst, daß er in einer Zeit, wo in weiten Kreisen der Sinn und das Verständnis für die Berechtigung und die Notwendigkeit des heroischen Dramas großen Stils abhanden zu kommen drohte, durch seine „Karolinger", seinen „Harold" wieder den Glauben an die Lebenskraft des historischen Dramas neu erweckt, das deutsche Publikum wieder an große tragische Konflikte und Gestalten gewöhnt hat. Die heutige Generation kennt ihn wesentlich als dichterischen Verherrlicher der Hohenzollern, sie denkt bei seinem Namen zunächst an den Verfasser der „Quitzows" und des „Neuen Herrn" und verbindet damit nicht selten die Vorstellung einer Art Hofdichters. Nichts aber ist törichter und ungerechter als gerade diese letztere Auffassung, und auch die Einstellung als poetischer Herold der Hohenzollern beruht auf einer Verkennung seines eigentlichen Charakters und seiner eigentlichen Bedeutung. Was die deutsche Dichtung und das deutsche Drama im besonderen an Wildenbruch gehabt hat und auch in Zukunft haben wird, das wird wohl erst von einer nachfolgenden Generation unbefangen gewürdigt werden. Das aber kann heute schon mit Nachdruck betont und festgestellt werden: wenn er uns auch bis heute das Drama, das, von Anfang bis zu Ende aus einem Guß, seiner angeborenen dramatischen Gestaltungskraft als vollendetes Kunstwerk entspräche, nicht gegeben hat, wenn allen seinen Dramen, sei es im Aufbau der Handlung, sei es im Aufbau der Charaktere, der letzte ab-

rundende Pinselstrich zu fehlen scheint — seit Schiller die Augen geschlossen hat, haben wir keinen Dramatiker gehabt, der über ein so hinreißendes dramatisches Temperament und über eine so naive Kühnheit und Kraft in der Behandlung weltgeschichtlicher Persönlichkeiten und Ereignisse verfügt, wie Wildenbruch. Dies Temperament geht freilich zuweilen mit ihm durch, und gerade aus ihm erklären sich manche Fehlgriffe. Aber auf der andern Seite hat er es ihm auch zu danken, daß er Aufgaben bezwungen hat, vor denen andere als vor einem unerhörten Wagnis zurückschreckten.

Wer die Größe, die Bedeutung und die Liebenswürdigkeit — im eigentlichen Sinne! — Wildenbruchs erfassen und sich an diesem hinreißenden Zauber seiner unsterblichen Jugend über kleinlichen Parteigeist und Hadersucht der Politik des Tages zu den reineren Höhen einer großen opferfreudigen nationalen Begeisterung emportragen lassen will, für den wird aus Dramen wie „Der Menonit“, „Väter und Söhne“, die „Quitzows“ und der kleine prächtige Einakter „Der Junge von Hennersdorf“ etwas entgegenklingen und leuchten und sein Herz mit Freude erfüllen, was kein anderer Dichter ihm heute zu geben vermag.

Aber in der Dichtung und besonders im Drama unserer Tage ist der Ton, auf den das Drama Ernst von Wildenbruchs gestimmt ist, dieser helle schmetternde freudige Ton, der zur Feldschlacht zu locken scheint, ein fremder vereinzelter Klang. Das Drama der Gegenwart schaut nach innen, und hat eine gewisse Scheu, zwar nicht vor herben Dissonanzen und grellen Farben, wohl aber vor der direkten robusten Lebensbejahung, wie sie aus jeder Zeile Wildenbruchs auch im tiefsten Dunkel von Menschenschuld und -leid immer wieder aufjubelt und ihr Recht verlangt. Das moderne Drama — wie überhaupt die moderne Dichtung — hat, oder hatte, jedenfalls bis vor kurzem die nicht unbedenkliche Neigung, die Fröhlichkeit und Tatenfreudigkeit im Menschen als ein Zeichen niederer Kultur und Intelligenz zu werten, und schon daraus ergab sich von vornherein ein scharfer Gegensatz zwischen Wildenbruch und der aus der Schule Ibsens zu eigenem Stil sich durcharbeitenden Generation deutscher Dramatiker, die etwa ein Jahrzehnt nach Wildenbruchs ersten großen Siegen um 1890 auf den Schauplatz getreten ist. Diese Dramatiker aber hatten nicht nur den Namen Ibsen auf ihre Fahne geschrieben, sondern bekannten sich gleichzeitig mehr oder minder entschieden zum Naturalismus, d. h. sie glaubten ihre Ideen, ihre aus den Konflikten des modernen Gesellschaftslebens und der sozialen Bewegung geschöpften Stoffe nur in Formen zum Ausdruck bringen und künstlerisch gestalten zu können und zu dürfen, die wie ein unmittelbarer Abdruck der Natur selbst wirkten, und zur Folge hatten, daß auf einmal nun auf der Bühne Dinge in breitester Ausführlichkeit zur Sprache kamen und in hüllenloser Nacktheit auch in die Erscheinung traten, deren Zurschaustellung man bis dahin aus moralischen und ästhetischen Gründen ängstlich vermieden hatte. Der Naturalismus im Drama aber mußte die öffentliche Meinung ungleich mehr alarmieren als im Roman, da im Drama durch das laut gesprochene Wort und durch die Veranschaulichung in Handlung diese nackte Wahrheit den Zuschauer viel mehr in Mitleidenschaft zog, als den Leser das geschriebene Wort und die Schilderung derselben Handlung im Roman. Kein Wunder daher, daß auf dem Gebiet des Dramas der Kampf für und wider die Berechtigung des Naturalismus in der Dichtung viel heißer entbrannte als etwa in dem Roman oder der Lyrik. Und so wurden denn diese dramatischen Naturalisten von den einen mit stürmischem Jubel als Befreier, als Erlöser begrüßt, weil sie der Wahrheit die Ehre gaben, weil sie durch ihre rücksichtslose Ehrlichkeit dem bis dahin herrschenden System der Verschleierung und Vertuschung den Krieg erklärten, und weil man dies nicht nur gerade vom moralischen und vom sozialen Standpunkt aus als eine befreiende Tat empfand, sondern weil auch vom Standpunkt des Künstlers durch dieses Hineinleuchten in die früher dem Dichter

verschlossenen Gebiete des verborgensten Seelenlebens der Dichtung, der Kunst eine bis dahin nicht für möglich gehaltene Erweiterung ihres Stoffgebietes, ein neues Feld schöpferischer Betätigung erschlossen wurde. Die anderen aber glaubten ihrerseits auch aus Gründen der gefährdeten Moral und der gefährdeten Kunst, „deren Ideal doch stets, wenn nicht die Schönheit selbst, so doch eine Verklärung der natürlichen Welt sein müsse," wider diese gefährlichen Neuerer und Umstürzler lauten Protest erheben zu müssen.

Heute sind die Akten über diesen Streit geschlossen. Jedenfalls in den Kreisen derer, die aus den hier allein in Betracht kommenden künstlerischen Gesichtspunkten die naturalistische Bewegung beurteilen, besteht keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß, so notwendig und nützlich der Naturalismus für eine innere Auffrischung unseres geistigen Lebens geworden ist, die Tragweite seiner Bedeutung sowohl von seinen Verfechtern wie von seinen Gegnern bedeutend überschätzt worden, daß vor allem mit dem rein künstlerischen Problem, das er stellte, höchst ungehörig sozialpolitische, sozialrevolutionäre Probleme auf der einen, moralisch-pädagogische auf der anderen Seite verknüpft worden sind.

Und so beginnt sich jetzt auch das Urteil über die eigentliche, über die bleibende künstlerische Bedeutung der Werke und der Dichter zu klären, die als mehr oder minder ausgeprägte Vertreter des Naturalismus zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit erregt und als solche Freunde und Gegner geweckt haben. Eines ist vor allem festzustellen: Keiner von den damaligen Wortführern, von denen, die als Dramatiker den Naturalismus auf die Bühne und auf der Bühne zur Herrschaft gebracht haben, kann heute noch im ursprünglichen Sinne als Naturalist angesehen werden, alle haben sie seitdem, ohne ihren Ursprung und Ausgangspunkt zu verleugnen, andere Wege eingeschlagen oder jedenfalls die einseitige, ausschließliche Vertretung des Naturalismus als Selbstzweck aufgegeben. Nur von einem könnte man vielleicht sagen, daß er seinem ursprünglichen Ideal am treuesten geblieben, und damit bezeichnend genug gerade der, der von Anfang an, obwohl vielleicht der am meisten Angefeindete, doch zu den gemäßigten Naturalisten gehört hat, Hermann Sudermann (geb. 1857). Er hat mit seiner „Ehre" (1890), „Sodoms Ende" (1891) und der „Heimat" (1893) sich den Ruf geschaffen, einer der geschicktesten Vertreter des Naturalismus auf der Bühne zu sein, und hat damals mit diesen Dramen bei denen, die den ausgeprägten starken dramatischen Nerv darin erkannten, und die zugleich ein ernstes und erfolgreiches Bestreben nach Vertiefung seiner stets — rein technisch — virtuos durchgeführten Konflikte glaubten feststellen zu können, große Hoffnungen erweckt, Hoffnungen, die nur zum Teil erfüllt worden sind. Der geborene dramatische Satiriker, ein guter, feiner Beobachter und ein Dramatiker von fast unbedingter Treffsicherheit, ist er, nachdem auch der Einakterzyklus „Morituri", „Das Glück im Winkel" (1896), „Es lebe das Leben" (1902) eine langsame Entwicklung nach oben zu bekunden schienen, und nachdem er zwischendurch (1898) mit der Tragödie „Johannes" und dem symbolischen Märchenspiel „Die drei Reiherfedern" andere Bahnen einzuschlagen versucht hatte, in den letzten Jahren, wie es scheint, auf einem toten Punkt angelangt. Um der genannten Dramen willen und vor allem um der darin bekundeten eigentümlichen Begabung zur gesellschaftlichen Satire in dramatischer Form verdient er aber sicher eine ernsthaftere Beachtung und Würdigung auch in der Zukunft, als ihm die Kritik des Tages zuteil werden läßt. Zu einem Dramatiker der modernen Gesellschaft im wirklich großen Stil, den man anfangs in ihm begrüßte, fehlt ihm allerdings wohl der weite Ueberblick über das Leben und das tief eindringende Verständnis für die geistigen und sittlichen Kräfte, die außerhalb des engen Ausschnitts der Gesellschaft, den er zufällig aus persönlicher Beobachtung kennt, lebendig sind.

Herrn Arthur Jacoby.*)

Berlin.

Sehr geehrter Herr!

Der Ausschuß der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin sieht sich veranlaßt, auf Ihre Aeußerung am Schluß der Zuschrift an die Zeitschrift „Morgen“ in Nr. 19 folgendes zu erwidern:

(In den Widerstreit der Auffassungen und Meinungen über die Aeußerung des Herrn Professor Dr. W. Sombart betreffs Reklame haben uns die Ansichten über die Gesinnung der Studentenschaft an der Handelshochschule, die ein Mann der kaufmännischen Praxis, wie wir ihn in Ihnen erblicken müssen, hineingeführt. Aber diese Auffassung von studentischem Leben an der Handelshochschule Berlin teilen Sie mit manchem anderen Kollegen der Praxis. Erfreulicherweise vermindert sich jedoch die Zahl der solchergestalt über die Studierenden an den deutschen Handelshochschulen Denkenden zusehends. In aller Sachlichkeit und Geschäftsmäßigkeit, ohne unnütze Zitate, wollen wir Ihnen den Gegenbeweis für Unterstellungen an Hand der Tatsachen erbringen.)

Was Sie da in die Welt setzen über die Zustände unter der Studentenschaft an der Handelshochschule Berlin, das ist, gelinde gesagt, doch etwas sehr, sehr unüberlegt gesprochen. Wollen Sie wirklich für alles den Wahrheitsbeweis antreten, was Sie da äußern? Wir glauben, Sie kennen uns lediglich aus Anlaß des Besuches der Handelshochschule in der „Augur“, sonst wäre es unmöglich, daß Sie derart ungereimtes Zeug — sit venia verbo — schreiben. Zunächst wäre es doch sicher angebracht gewesen, sich näher zu informieren. Und das dürfte Ihnen durch Beschaffung des Berichts über das erste Studienjahr der Handelshochschule Berlin, erstattet von Professor Dr. Jastrow — den wir Ihnen zur Ergänzung der Lektüre dieser Zeilen nur dringend empfehlen können —, nicht schwer geworden sein.

Zunächst bestätigen wir Ihnen die Tatsache, daß die meisten der Studierenden an der Handelshochschule Berlin Söhne von Kaufleuten sind. Im Sommersemester 1907 umfaßte die Statistik „Beruf der Väter“ 130 Personen als Angehörige des Handelsstandes. Von 229 immatrikulierten Studierenden im Sommersemester 1907 wiesen 155 kaufmännische Vorbildung und praktische Tätigkeit nach. Der kaufmännische Charakter der Handelshochschule als eine Institution von der Kaufmannschaft für die Kaufmannschaft ist also vorhanden.

Es wäre nun eigentlich das Zeichen eines sehr geringen Selbstbewußtseins, wenn diese Studenten, um Ihr unglückliches Wort zu brauchen, von ihren alten Herren als „Koofmichs“ sprechen. Lassen Sie uns dieses Wort, das sich, wer es auch ausspricht, stets häßlich ausnimmt, für diese Darlegung zu Grabe tragen. Allem nach haben Sie nie mit einem Studenten der Handelshochschule Berlin gesprochen.

Mein Herr! Sie mögen mit den Studenten aller möglichen Fakultäten, welche Ihr Geschäft frequentieren, Erfahrungen gemacht haben, welche Sie wollen. In keiner Weise sind Sie berechtigt, aus solchen oder anderen Anlässen einen Gegensatz zu konstruieren zwischen den Studenten der Universität bezw. einer anderen Hochschule und den Studierenden der Handelshochschule Berlin. Jedenfalls keinen solchen Gegensatz, wie Sie ihn darlegen in den Worten: „und fühlt sich klein gegen die Collegae von den anderen Fakultäten, weil er selbst ebenfalls Kaufmann werden soll.“ Mit diesen Worten beweisen Sie die glänzendste Unkenntnis über die tatsächlichen Verhältnisse, einmal in bezug auf den Geist unter der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin und zum anderen im Hinblick auf die Stellung des Studierenden zu seinen Kommilitonen an den übrigen Hochschulen Groß-Berlins. Sie schreiben mit Genugtuung: „... Mancher von diesen, die längst schon das Korpsband trügen, wenn nicht Professor Jastrows kluge Einsicht wachte.“ Als im Winter 1906/07 einige wenige Stimmen laut wurden, um eine farbentragende Verbindung unter der Studentenschaft der Handelshochschule zu begründen, trafen diese Herren — zum großen Teile Nichtkaufleute — innerhalb der Studentenschaft auf energischen Widerstand oder auf taube Ohren. Hier war nichts zu wollen; die Studenten waren sich bewußt, daß für die Formen des Verbindungswesens in einer Großstadt heute keinerlei Berechtigung vorhanden ist und im besonderen ihre auf 4 Semester beschränkte Arbeit den ganzen Mann erfordert. Nachdem diese farbenlüsternen Herren in den Kreisen der Studentenschaft und von dem Ausschuß rundweg abschlägig beschieden worden waren, wandten sie sich an den Rektor und das Dozenten-Kollegium. Nach vorheriger Rücksprache des Rektors mit Vertretern des Ausschusses der Studentenschaft machte dann auch hier ein „Nein!“ die Bestrebungen einer offiziellen Anerkennung der Verbindung zunichte.

Mit diesem Bluff mit dem „Corpsband“ ist's also nichts, Herr Jacoby! und noch viel weniger mit der „Kleinmütigkeit“ gegenüber den Collegae. Um es kurz zu sagen: Der Handelshochschul-Student wird von seinen sämtlichen

*) Wir geben diese Aeußerung des Ausschusses der Studentenschaft unverändert wieder, die in ihrer Frische und Ursprünglichkeit auch da sympathisch anmutet, wo jugendlicher Eifer nicht mit wünschenswerter Peinlichkeit die Form wahrt. Die Schriftleitung.

Kommilitonen der übrigen Hochschulen nicht nur nicht unterschätzt, sondern vielmehr geachtet. Jeder Angehörige einer anderen Fakultät wird, wenn er in die Verhältnisse der Handelshochschule Einblick gewonnen hat — und das ist außerordentlich vielfach der Fall —, unumwunden zugeben, daß hier rechte Arbeitsamkeit, echter Bienenfleiß herrscht. Sie mögen skeptisch lächeln, deswegen bleibt es doch wahr! Ebenso wird der Kommilitone von der Handelsfakultät zu allen Festveranstaltungen eingeladen, die allgemeines studentisches Gepräge tragen, und wird dort mit offener Freundschaft begrüßt. Und wenn er selbst eine studentische Veranstaltung im Rahmen des Gesellschaftslebens trifft, hat er noch stets ungeteilte Anerkennung gefunden für das geschickte Arrangement seiner Feste.

War das alles mehr nur die Stellung des Studenten der Handelshochschule zur Außenwelt und zu seinen Kommilitonen, so bleibt noch Ihre schlimmste Unterstellung zur Berichtigung übrig.

„Einer überragenden Intelligenz, einer Persönlichkeit wie Sombart werden all ihre Aeußerungen von den" — nach Ihrer Auffassung — „weniger skeptischen jungen Hörern nicht nur geglaubt, sondern auch nachgeschwatzt."

Der Altersunterschied der Studierenden betrug im Sommersemester 1907 23—25 Jahre. Die Zahlen sprechen u. E. in Verbindung mit dem oben über die Vorbildung der Mehrzahl der Studenten Gesagten schon hinlänglich, um die Unhaltbarkeit Ihrer Auffassung zu beweisen. Um Ihnen aber Gelegenheit zu geben, sich persönlich von den Tatsachen zu überzeugen, so empfehlen wir Ihnen, daß Sie sich einmal als Gast im Volkswirtschaftlichen Seminar des Herrn Professor Dr. W. Sombart einfinden mögen. Der Zutritt wird Ihnen sicher bereitwilligst gewährt werden. Hier können Sie den echten Seminar-Geist kennen lernen, der den Austausch zutage bringt zwischen Meister und Schüler in offener rückhaltloser Aussprache. Jedenfalls könnte ein Besuch der Handelshochschule und deren Besichtigung — zu dessen Führung Ihnen der Ausschuß mit Vergnügen zur Verfügung steht — nur dazu beitragen, die vielfach vorgefaßte Meinung gegen die Institution der Handelshochschulen und den auf ihnen herrschenden Geist unter den Studenten zu berichtigen.

Denn, um mit Ihren Worten, geehrter Herr, zu schließen, „wir können uns kaum denken", daß eine derart unbegründete Verleumdung der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin wesentlich dazu beigetragen habe, in den dereinstigen Kaufleuten die Wertschätzung ihres gegenwärtigen Studiums erheblich zu *mindern*.

Dennoch waren wir genötigt, Ihre grundfalschen Darlegungen in dieser Hinsicht in geziemender Weise klarzustellen.

Wir verweisen zu weiterer Information auf zwei akademische Festreden von Professor Dr. Jastrow: „Kaufmannsbildung und Hochschulbildung" und „Bürgertum und Staatsverwaltung", im Verlag von Georg Reimer, Berlin, und geben uns der Hoffnung hin, daß diese Zeilen dazu beitragen mögen, dem Handelshochschulgedanken in den Kreisen *Ihrer* Freunde einige Anhänger zu gewinnen.

Hochachtungsvoll
Der Ausschuß der Studentenschaft der Handelshochschule Berlin.

Wir werden im nächsten Hefte weitere Beiträge zu dem von Werner Sombart angeregten Thema „Die Reklame" veröffentlichen. Die Schriftleitung.

Die Bankenquete.

Die Verdienste des Blockfreisinns um die deutsche Kultur sind mit den beiden Errungenschaften: Vereinsgesetz und Börsengesetz, nicht abgeschlossen. Die Parteigelder aus den Bank- und Börsenkreisen werden gewiß bald noch reichlicher fließen als bisher, und manch' einem Agitator wird man die Redegelder erhöhen können.

Warum soll man nicht 10 000 Mk. an die Parteikasse zahlen, wenn so große Erfolge erzielt werden. Das Börsengesetz war schon eine Leistung; wenn erst die Herren Thyssen und Stinnes so voll beschäftigt sein werden, daß sie der Nachfrage nicht genügen können, wenn man wieder gegen einen Zinssatz von 4 % Wechsel an die Reichsbank verkaufen kann, dann kommt die selige Zeit, wo der Segen des neuen Gesetzes auch dem kleinsten Börsenmakler beschieden wird. Und was der Blockfreisinn zu verhindern vermag, ist vielleicht noch größer als das, was er an positiver Arbeit leistet. Eben hat er die Banken von der Gefahr eines Depositenbankgesetzes befreit. Und damit auch einen Rückgang der Börsenkurse verhindert. Als im Laufe des vorigen Jahres in der Zentrumspresse gemunkelt wurde, die Partei werde einen Antrag auf Trennung der Effektenbanken von den Depositenbanken (nach englischem Muster) dem Reichstag vorlegen, wurde man an der Berliner Börse unruhig. Seitdem ist das Gespenst nicht geschwunden. Erst vor wenigen Tagen, am ersten des Wonnemonds, atmete man auf. „Es besteht nicht die Absicht, eine Trennung der deutschen Privatbanken in Effekten-

und Depositenbanken herbeizuführen." Feierlich verkündete dies Herr Wermuth, Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern; „im Namen des Staatssekretärs". Der Freisinn hat also gesiegt; diesmal im Kampfe hinter den Kulissen. Denn, gleichgültig, ob die Regierung die Absicht hatte, ein solches Gesetz dem Reichstage vorzulegen, schon daran, daß bei der Eröffnung der Bankenquete, bevor überhaupt die Ansicht der 180 Sachverständigen gehört wurde, die Beruhigungsepistel verlesen ward, ist deutlich erkennbar, in welcher Richtung der Wind jetzt bläst. Eigentlich ist's unbegreiflich, warum die Börse sich erst unnütz erregt hat; nachdem Herr Walter Rathenau aus dem Tiergarten die frohe Kaiserbotschaft gebracht hatte, das Börsengesetz werde unter allen Umständen revidiert werden, schien jede Gefahr beseitigt. An eine ernste Opposition gegen die Banken und Börse konnte man doch von jenem Tage an nicht mehr glauben.

Wird die Enquete, unter diesen Umständen, überhaupt mehr als eine Schaustellung sein? Herr Havenstein, der Reichsbank neuer Leiter, wollte bei seinem Amtsantritt gewiß über die schwebenden Fragen Klarheit haben, wollte das Urteil der verschiedenen Berufsstände hören; und hat darum die Enquete veranlaßt oder befürwortet. Sie wird in jedem Falle interessantes Material zutage fördern; alle nur möglichen, im Hirn der Theoretiker und Praktiker begrabenen Ansichten werden besprochen werden. Doch was über den Kreis der allgemeinen Erörterungen hinausgeht, werden die Bankdirektoren, die allein den notwendigen Einblick in die Praxis besitzen, verschweigen. So war es bei der Börsenenquete im Jahre 1892; und diesmal wird es kaum anders sein. Soweit die Fragen gestellt worden sind, um den Gesetzentwurf zur Erneuerung des Reichsbankprivilegiums vorzubereiten, wird man auf prinzipiellen Widerspruch nicht stoßen. Eine Aenderung der Grundlagen unserer Reichsbankverfassung (wie sie die Agrarier wünschen) ist von vornherein ebenso entschieden abgelehnt worden, wie die Trennung der Privatbanken. Es bleibt also nur zu entscheiden, ob das Grundkapital der Reichsbank, der Reservefonds und die steuerfreie Notenreserve erhöht werden sollen. Hierbei divergieren aber keine wichtigen Interessen. Als die Reichsbank in den letzten beiden Jahren mehrfach gezwungen war, gegen den Willen der Banken die Diskontschraube anzuziehen, tauchte schon der Vorschlag auf, die Grenze der Steuerfreiheit zu verlegen. Gerade die Börsenblätter kämpften für diesen Gedanken. Und der damalige Reichsbankpräsident Dr. Koch mußte im Reichsanzeiger darlegen, daß sein Institut sich bei der Festsetzung der Diskontsätze nicht von dem fiskalischen Gesichtspunkte leiten lasse, die Entrichtung der Steuer zu vermeiden, sondern die Diskontpolitik allein nach der Höhe der Ansprüche (der Industrie und des Handels) beurteile. Die Kritik verstummte bald, denn die immer stärker und in allen Ländern auftretende Geldnot zeigte auch den Gegnern der Diskontpolitik recht deutlich, daß der hohe Diskontsatz nicht die Folge einer falschen Reichsbankverfassung, sondern des Kapitalbedarfes war, den die wirtschaftliche Expansion gezeitigt hatte. Man hatte sich in Deutschland nur dadurch täuschen lassen, daß man zu wenig über die Grenzen des eigenen Landes hinaussah, d. h. nicht erkannte, wie weit die industrielle Entwicklung in anderen Ländern, besonders in Amerika vorgeschritten war. Aber in Zusammenhang mit dem amerikanischen Aufschwunge hatten die Banken Unsummen im Auslande investiert, die naturgemäß dem deutschen Geldmarkt fehlen mußten. Wenn jetzt die Zinssätze in Deutschland immer noch höher notieren als im Auslande, so liegt das daran, daß diese Gelder nicht zurückgezogen werden konnten, während andererseits die Ansprüche der deutschen Industrie nicht so erheblich nachlassen, weil deren Entfaltung ungesunde Formen gar nicht angenommen hatte. Dennoch werden die Banken natürlich nicht zugeben, daß sie einen wesentlichen Teil der Schuld an den hohen Diskontsätzen tragen, und sie werden einer Erhöhung der steuerfreien Notenreserve zustimmen, bis sich eines Tages herausstellen wird, daß die alte Kalamität nicht beseitigt ist.

Aus diesem Grunde halte ich auch den sechsten Abschnitt des Fragebogens, den man der Enquete-Kommission zur Beantwortung vorgelegt hat, für den wichtigsten. Er befaßt sich mit der Anlage der Depositengelder und der Veröffentlichung der Bankbilanzen in ausführlicherer Form, als dies bisher geschieht. Diese Fragen gewinnen schon dadurch an Bedeutung, daß in neuerer Zeit die Bestrebungen zur Ausdehnung des Scheck- und Ueberweisungsverkehrs in einer fast beängstigenden Weise zugenommen haben. Kein Verständiger wird die Vereinfachung des Zahlungsverkehrs mißbilligen; ich habe selbst an dieser Stelle mehrfach darauf hingewiesen, in wie geringem Maße die staatlichen Behörden ihre Pflicht tun, indem sie unnützerweise Bargeld-Zahlung fordern, wo der Scheck denselben Zweck erfüllen würde. Aber man darf doch auch die Kehrseite der Medaille nicht übersehen. Die Banken haben von der Propaganda für den Scheck- und Ueberweisungsverkehr naturgemäß einen großen Vorteil. Ihnen fließen die niedrig verzinslichen Depositengelder in verstärktem Maße zu. Um so eher ist die Frage berechtigt, ob hiermit

nicht gleichzeitig die Sicherheit der Anlagen gewährleistet werden muß. Solange unsere Währung auf der baren Goldzahlung aufgebaut ist, bilden alle Bestrebungen, das Gold durch Papier zu ersetzen, eine Gefahr, wenn nicht dafür gesorgt wird, daß es an sicherer Stelle vorhanden ist, sobald einmal die Gläubiger die Zahlung in Münzen fordern. Wir haben diese Gefahr eben erst bei dem amerikanischen Bankenkrach zu beobachten Gelegenheit gehabt; bei uns wäre aber in einem solchen Falle die Krisis noch weit schärfer, weil die Möglichkeit eines verstärkten Exportes von Getreide (das immer Abnehmer findet) und anderen Rohprodukten die Vereinigten Staaten jederzeit in die Lage bringt, dem Lande Gold zuzuführen. Soll das durch den Ueberweisungs- und Scheckverkehr aus den Privatschatullen der Bevölkerung in die Kassen der Banken geleitete Gold ohne jede Kontrolle zur Expansion der Industrie Verwendung finden; vielleicht gar zum Ankauf amerikanischer Eisenbahnbonds? Der Einwand, daß dieses Gold schließlich den Goldbestand der Reichsbank erhöht, ist nicht stichhaltig; denn hier wird der dreifache Betrag sofort wieder an Noten ausgegeben und der doppelte fließt sofort durch Wechseldiskontierungen und Lombardierungen in die Kanäle der Industrie.

Wenn die Regierung daher nicht eine schwere Verantwortung auf sich laden will, kann sie nicht umhin, Normativbestimmungen über die Anlage der Depositengelder zu erlassen. Mindestens ein Drittel müßte in mündelsicheren Papieren, ein ebenso großer Betrag in reichsbankfähigen Wechseln angelegt werden. Auch über die Notwendigkeit einer ausführlicheren Bilanzpublizierung kann nicht der leiseste Zweifel herrschen. Ist's nicht geradezu skandalös, daß den Verwaltern so großer Vermögen gesetzlich gestattet ist, uns Bilanzen zu präsentieren, die nicht den mindesten Einblick in das Geschäftsgebahren ermöglichen? Bei den Hypothekenbanken hat man sogar das Prinzip der Staatsaufsicht längst als notwendig erkannt, weil die Besitzer der Hypotheken-Pfandbriefe vor den Folgen unlauterer Geschäfte bewahrt werden sollen. Ist der Schutz der Depositengelder minder wichtig als der der Pfandbriefgläubiger? Oder tröstet man sich nur mit dem Einwand, daß doch bisher noch nichts passiert ist, was den Eingriff des Staates als notwendig erscheinen läßt? Wir dürfen nicht vergessen, daß Deutschland seit der Entwicklung unserer Großbanken noch keinen Krieg, ja noch nicht einmal eine schwere Krisis durchgemacht hat. Die erste einigermaßen bedeutsame Erschütterung des Wirtschaftslebens hat uns bereits den Zusammenbruch der Leipziger Bank gebracht. Will man erst abwarten, bis sich Schlimmeres ereignet hat? Eine Kontrolle des Staates in ähnlicher Weise, wie dies bei den Hypothekenbanken der Fall ist, wäre auch für die Privatbanken zu empfehlen. Diese Kontrolle braucht sich naturgemäß nicht auf sämtliche Geschäfte, sondern nur darauf zu erstrecken, ob die zu erlassenden Bestimmungen über die Anlage der Depositengelder inne gehalten wurden. Auch die Vorschriften über die Publizierung der Bilanzen müßten dem Hypothekenbankgesetz im Prinzip gleichstehen. Die Aufzählung der Effekten- und Konsortialbestände, die bei uns von den Banken für unmöglich erklärt wird, aber in der Schweiz und in Rußland ohne Schaden durchgeführt wird, wäre in erster Reihe zu fordern. Nicht unwichtiger wäre die Stückelung der gewährten Kredite nach Umfang und Art der Sicherheit; umgekehrt ebenso eine Trennung der Kreditoren nach Kündigungsfristen, Art der Darlehen usw. Die Aufzählung der über den Bilanztermin hinaus eingegangenen Verpflichtungen (durch

Schneider & Pfeiffer
Weingroßhandlung — Großer Eigenbau.
Eingetragene Schutzmarke
Schierstein im Rheingau.
Erden an der Mosel.
Man verlange Preislisten und Proben.

Gegründet 1875.
ALLGEMEINER DEUTSCHER VERSICHERUNGS-VEREIN AUF GEGENSEITIGKEIT IN STUTTGART.
Unter Garantie der Stuttgarter Mit- und Rückversicherungs-Aktiengesellschaft.
Kapitalanlage über 50 Millionen Mark.
Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung.
Vertreter überall gesucht!
Gesamtversicherungsstand: 740000 Versicherungen. Zugang monatl. ca. 6000 Mitglieder. Prosp. u. Versicherungsbedingungen sowie Antragsformulare kostenfrei.
Bezugnahme auf dieses Blatt erwünscht!

Effektenreports, Wechselobligo usw.) darf ganz gewiß nicht fehlen. All diese Vorschriften aber verfehlen ihren Zweck, wenn nicht der Regierung die Möglichkeit gegeben ist, die Qualität der für die Depositengelder vorhandenen Unterlagen zu prüfen.

Wird die Bankenquete brauchbare Vorschläge zutage fördern? Das scheint mir wahrscheinlicher, als daß die Regierung diese Vorschläge berücksichtigen wird. Warten wir's ab. Im Zeichen des Blocks ist allzu viel nicht zu erhoffen. Bruno Buchwald.

Verantwortlich für den politischen Teil: Karl Schnitzler, Schmargendorf, Spandauerstr. 40; für den Börsenteil: Bruno Buchwald: Berlin C., Heiligegeiststr. 52; für alles andere: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn, Robert Feist, Wien I. — Morgen-Verlag, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 69. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei H. Rafael vormals Rafael & Wittek, Wien I, Graben 28, sowie alle übrigen Zeitungsverschleiße und Buchhandlungen. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstr. 66.

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt: **„Die gebildete Gesellschaft"** bei, auf welchen wir ganz besonders hinweisen.

Bilanz des Actien-Bau-Vereins „Unter den Linden"

Aktiva. am 31. Dezember 1907. **Passiva.**

	Mark	Pf.		Mark	Pf.
Grundstücks-Konto	6 500 000	—	Aktien-Kapital-Littr. B-Konto	4 200 000	—
Gebäude-Konto	2 000 000	—	Teilschuldverschreibungs-Konto	13 500 000	—
Dampfheizungs- und Ventilations-Anlage-Konto	1	—	Gesetzlicher Reservefonds-Konto	1 116 000	—
Gas- u. Wasserleitungs-Anlage-Konto	1	—	Aktien-Erlös-Depot-Konto	4 511	10
Fahrstuhl-Anlage-Konto	1	—	Dividenden-Konto . . unerhoben	1 776	—
Konto der elektrischen Anlage	1	—	Teilschuldverschreibungs-Zinsen-K. Vortrag	195 000	—
Telephon-Anlage-Konto	1	—	Konto pro Diverse:		
Kto. der maschinellen Bühnen-Anlage	1	—	restierende Beiträge aus 1907	5 028	54
Beleuchtungskörper-Konto	1	—	Kautions-Kto. A: Effekten nominal	100 000	—
Inventar-Konto	1	—	„ „ B . . . . : Bar	10 000	—
Theater- u. Passage-Einrichtungs-K.	134 000	—	Kreditores	468 043	30
Kassa	156 245	08	Gewinn- und Verlust-Konto	412 504	55
Debitores	224 770	75			
Effekten-Konto (eigene)	15 180	—			
Kautions-Effekten-K.: M. 100 000.— $3^1/_2$ % preuss. Konsols nominal	100 000	—			
Neubau Leipzigerstrasse	10 882 659	66			
	20 012 863	49		20 012 863	49

Debet. **Gewinn- und Verlust-Konto.** **Kredit.**

	Mark	Pf.		Mark	Pf.
An Grundstücks-Unkosten-Konto	87 782	46	Per Vortrag aus 1906	287	40
„ Reparaturen-Konto	12 465	19	„ Einnahmen aus Mieten	1 064 675	—
„ Handlungs-Unkosten-Konto	20 619	43	„ Diverse Einnahmen	8 409	23
„ Teilschuldverschreib.-Zinsen-K.	540 000	—			
„ Gewinn- und Verlust-Konto	412 504	55			
	1 073 371	63		1 073 371	63

Wiesbaden: Nassauer Hof Hotel u. Badhaus
am neu erbauten Kurhaus und Königlichen Theater

Verfasser
von Dramen, Gedichten, Romanen &c. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).
21/22, Johann Georgstr., Berlin-Halensee.

Memoiren d. Kgl. Preuss. Prinzess Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin v. Bayreuth, Schwester Friedrichs d. Gr. Von ihr selbst geschr. 2 Bde. 11. Aufl. 1908. 5 M., geb. 6.50 M.
Dasselbe: FRANZÖSISCHE AUSGABE. Geb. 10 M.
Dasselbe: ENGLISCHE AUSGABE. 6 M., geb. 7½ M.
„ . sie fesseln besond. durch d. naivpik. Darstellungsweise aller, selbst d. intimst. Verhältn. a. d. Höf. d. 18 Jahrh."
MÜHLBACH, L., FRIEDRICH d. Gr. u. s. Hof. Hist. Roman. 3 Bde. 10. Aufl. 583 Seit., gross. Druck. 6 M., geb. 7 M.
MEDWIN, TH., GESPRÄCHE m. LORD BYRON m. 5 Portr. 4 M., geb 5 M. war. d. Vorbild. f. Eckermanns Gespr. m. Goeth.
APULEJUS, DER GOLDNE ESEL. Satir.-myst. Roman. Uebersetzt von A. Rode. 5. Auflage, mit 16 illustr. Od. 4½ M., geb. 5½ M.
Ausführl. Verzeichn. gratis u. franko. Verlagsanerbiet. erw.
Herm. Barsdorf Verlag, Berlin W. 30, Landshuterstr. 2.

Inseraten-Annahme für den **„Morgen"** durch den Verlag des „Morgen", Berlin, Steglitzerstr. 69. (Tel. VI, 2271), sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.

Verantwortlich für die Inserate: P. W. Heinrich-Schöneberg. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W.

DAS KUNSTGEWERBE FÜRS HAUS

(Herausgegeben von **C. von Sivers**)

ist eine Monatsschrift für wirksame Haus- und Liebhaberkünste. Sie zeigt Laien und Fachleuten den Weg, den gesteigerten modernen Ansprüchen in künstlerischer, aber praktischer Weise zu genügen. Vierteljährlich erscheinen drei starke, reich illustrierte Hefte zum Preise von 4.50 M. durch Buchhandel oder Post bezogen.

Jedes Heft enthält zu den vielen neuen Anregungen und Vorlagen **die originalgrossen Musterbogen,** die direktes Nacharbeiten ermöglichen.

Ein Probeheft franko für 1.— M. durch den Verlag:

Verlag Kunstgewerbe fürs Haus, Berlin NW. 7, Georgenstr. 23e.

Deutsche Roman-Zeitung.

45. Jahrgang.

Geleitet von Dr. Erich Janke.

Verlag von Otto Janke, Berlin SW., Anhaltstraße 11.

Das laufende Vierteljahr bringt zunächst Romane von:

Paul Georg Münch . . . . . **„Der Weg ins Kinderland"**
Marie v. d. Heide . . . . . **„Die Rosenstadt"**
M. Gerhardt (Anna Maul) . . **„Professor Vollborn und die Seinen"**

Das Beiblatt läßt sich die Pflege der Novelle und Skizze, sowie der Lyrik und Kritik angelegen sein. Alle wichtigen :: :: :: Neuerscheinungen der Literatur werden sorgfältig besprochen. :: :: ::

Preis vierteljährlich (13 Nummern) 3 Mark 50 Pfg.

Bestellungen bei allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Bad Homburg v. d. H.

Sanatorium DDr. Pariser-Dammert

(Clara Emilia)

Kuranstalt für Magen-Darm-Krankheiten

Erstklassiger Komfort

Inhalt

		Seite			Seite
Karl Schnitzler	Heros Hau	643	Otto Borngräber	Die ersten Menschen	667
Josef Vészi	Die Kronprinzenbriefe	646	Hans Carossa	Nun kommt das Frühjahr	668
Heinrich v. Poschinger	Aus unveröffentlichten Briefen des Kaisers Wilhelm I	651	Robert Walser	Sie schreibt	669
Richard Muther	Fritz von Uhde	653	A. Halbert	Das „verlorene Lied“	670
Otto Julius Bierbaum	Blätter aus Fiesole	657	Wilhelm von Scholz	Zueignung an *_*	671
Emmy Destinn	Rahel	662	Willi Handl	Theater	671
Hans von Kahlenberg	Der enigmatische Mann	666	Politische Gedichte		672
			Bruno Buchwald	Rathenautokratie	672

Manuskripte nur an die Schriftleitung: **Dr. Artur Landsberger**, Berlin W. 9, Lennéstraße 3 I.